Nr. 200 — Sonnabend, den 28. August 1886. — III. Jahrg.

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“
erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. Abonnementspreis für Berlin frei in's Haus vierteljährlich 4 Mark, monatlich 1,35 Mark, wöchentlich 35 Pf. Postabonnement 4 Mark. Einzelne Nummer 5 Pf. Sonntags-Nummer mit der illustrirten Beilage 10 Pf. (Eingetragen in der Postzeitungspreisliste für 1886 unter Nr. 769.)

Insertionsgebühr
beträgt für die 4gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pfennige. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaux, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion: Beuthstraße 2. — Expedition: Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Mit dem 1. September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt“

mit der Gratisbeilage

„Illustrirtes Sonntagsblatt“.

Der Abonnementspreis des „Berliner Volksblatt“ mit der Gratisbeilage „Illustrirtes Sonntagsblatt“ beträgt für Berlin pro Monat 1 Mark 35 Pf., pro Woche 35 Pf.

Bestellungen werden von sämmtlichen Zeitungs-Spediteuren, sowie von der Expedition unseres Blattes, Zimmerstraße 44, entgegengenommen.

Für außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark 34 Pf. an.

Die Redaktion und Expedition
des „Berliner Volksblatt“.

Trinker-Kolonien.

Haben sich da in Hamburg zwei sehr fromme Leute, ein Herr von Oertzen und ein Pastor Rinck, zusammengethan, um die „Schnapspest“ zu bekämpfen und zwar durch „Trinker-Kolonien“. Die „städtischen Trinker“, die von diesen Herren geheilt werden sollen, werden auf dem Lande untergebracht und müssen Taglöhnerarbeit verrichten. Sie bekommen keinen Schnaps, sondern nur Wollen zu trinken und sollen auf diesem Wege vom „Schnapsteufel“ befreit werden. Die Landgüter, wo die „Trinker“ untergebracht werden, gehören Junkern, die mit dem Herrn von Oertzen verwandt sind.

Wir wollen uns diese „Kolonialpolitik“, die von der pietistischen und nationalliberalen Presse so sehr belobt worden ist, etwas näher ansehen.

Wir sind die Letzten, welche die unheilvollen Wirkungen des übermäßigen Schnapsgenusses verkennen möchten und wir wissen auch ganz gut, daß die Folgen dieses Uebels schon manche Familie in's Unglück gestürzt haben. Aber wir fassen die Sache anders auf als der Pietismus. Man solle ein gutes und billiges Volksgetränk her und man strebe darnach, den Arbeitern ein ordentliches Auskommen zu verschaffen. Wenn dieses erreicht, wird die „Schnapspest“ bald auf ein Minimum reduzirt sein. Dagegen erwarten wir von den sogenannten Trinker-Asylen oder Trinker-Kolonien sehr wenig und man kann nicht sagen, daß diese Anstalten irgend welche Bedeutung für die Gestaltung unserer allgemeinen moralischen Zustände haben.

Sehen wir nun, wie eine solche „Trinker-Kolonie“ eingerichtet ist. Da lesen wir in einem Bericht:

„Kein Schnaps also in der Trinker-Kolonie unter irgend welchem Vorwande, aber tüchtige Nahrung neben ebenso tüchtiger, gehörig ermüdender Arbeit auf dem Felde oder in der Scheuer und eine Art von militärischer Zucht; dazu, wie Herr v. Oertzen besonders hervorhob, die Luft einer christlichen Häuslichkeit. Als Getränk lieben die Pfleglinge besonders Buttermilch, die auf einem Meiereigute sehr geringen Werth hat, also unbeschränkt verabreicht wird, und in der sie den anfangs kaum zu stillenden Durst des verbrannten Schlundes und Magens am besten löschen. Kost und Wohnung betrachtet der Gutsbesitzer als seine Gegenleistung für die empfangene Arbeit und steht sich dabei gar nicht übel, zumal bei dem in Norddeutschland jetzt vielverbreiteten Hackfruchtbau. Die Unternehmer des Verfahrens lassen sich für jeden ihrer Pflegebefohlenen, wenn sie es bekommen können, jährlich 150 M. zahlen; sie geben 135 M. für ihn aus, wenn das Dutzend voll ist, und wenn nicht etwas mehr, so daß die Rechnung wohl ungefähr auf Null hinauskommen wird.“

Das ist ja sehr interessant. Als zunächst eine Art von „militärischer Zucht“ und dann eine „christliche Häuslichkeit“. Da wir eine „Trinker-Kolonie“ überhaupt nicht als eine „Häuslichkeit“ betrachten können, so ist uns auch eine „christliche Häuslichkeit“ nicht denkbar. Wahrscheinlich wird man die „Trinker“ sehr häufig zum Beten anhalten und sie mit Stöcker'schen Traktätchen versehen. Dann aber kommt die Hauptsache. „Kost und Wohnung betrachtet der Gutsbesitzer als Gegenleistung für empfangene Arbeit und steht sich dabei nicht übel.“ Das glauben wir. Herr v. Oertzen, der Retter verlorener Seelen, verschafft seinen Verwandten auf diesem Wege Tagelöhner, die für Kost und Wohnung arbeiten, also billiger als die Chinesen sind. Dabei steht sich der Gutsbesitzer in der That „nicht übel“. Und das nicht allein; die „Unternehmer“, also die Herren von Oertzen und Rinck, lassen sich pro Kopf des Trinkers auch noch 150 Mark jährlich bezahlen. „Sie geben 135 Mark für ihn aus!“ Aber wofür? Der Gutsbesitzer liefert ja Wohnung und Kost; wozu sind dann noch 135 Mark erforderlich? Vielleicht für Erbauungsschriften und Traktätchen?

Sehr wichtig wäre es, zu erfahren, auf welche Weise die „Patienten“ für die Trinker-Kolonien gewonnen werden. Gehen sie freiwillig dahin? Das glauben wir kaum. Wir können aber auch nicht glauben, daß den Herren v. Oertzen und Rinck irgend ein Zwangsmittel zu Gebote steht. Sollten die Herren wirklich eine so große Ueberredungsgabe besitzen, um die „Trinker“ zu freiwilligem Eintritt in die „Kolonie“ zu bewegen? Und wie, wenn ein „Pflegebefohlener“ die „Kolonie“ verlassen will? Kann er zwangsweise dort zurückgehalten werden? Auf Grund gesetzlicher Bestimmungen jedenfalls nicht! Wer zahlt die 150 Mark jährlich? Doch nicht die Unternehmer aus ihren eigenen Mitteln. Und wer sorgt für die Familien der in der Kolonie untergebrachten Trinker? Die letzteren erhalten doch nur Kost und Wohnung; wovon leben denn inzwischen ihre Familien?

Wir wären sehr dankbar, wenn uns jemand über diese Dinge Aufklärung verschaffen wollte, denn wir sind solchen „Unternehmungen“ gegenüber sehr argwöhnisch und so argwöhnen wir auch hier, daß es sich bei den sogenannten Trinker-Kolonien weniger um Bekämpfung der Schnapspest, als um Beschaffung billiger Tagelöhnerarbeit für die Verwandten des Herrn von Oertzen handelt.

Wir lassen uns gerne belehren, wenn es anders ist, aber wir wollen erst den Nachweis dafür erbracht haben.

Wer hat denn die Herren von Oertzen und Rinck dazu berufen, zu bestimmen, wer ein „Trinker“ ist und wer nicht, und wer reif ist, in einer solchen „Kolonie“ untergebracht zu werden? Da wird die alte Frage aufzuwerfen sein, in welchen Schichten der Gesellschaft sich die meisten „Trinker“ befinden, im Verhältniß natürlich genommen, und diese Frage wird nicht zu Ungunsten der Arbeiter zu beantworten sein.

Aber wird man etwa Angehörige der studirenden Jugend, die sich als „Trinker“ qualifiziren, auch in solchen „Trinker-Kolonien“ unterbringen? Nein! Aber Arbeiter? Natürlich!

Am schönsten wäre es, wenn man von Staatswegen den Herren Oertzen, Rinck und Genossen die Gewalt verleihen würde, jeden Menschen, der ihnen als „Gewohnheitstrinker“ erscheint, nach den „Kolonien“ abführen zu lassen. Wie gut würden sich dann die konservativen Grundbesitzer in Bezug auf billige Arbeitskräfte stehen und der Schnaps, den sie brennen, würde sich doppelt rentiren. Im konservativen Zukunftsstaat würde es wohl so kommen; doch wird uns hoffentlich ein guter Genius vor diesem „Staat“ bewahren.

Privatpost und Reichspost.

§ Die Frage der Berliner Privatposten hat schon viel Staub aufgewirbelt und dürfte nach neueren Andeutungen im Herbste sogar den Reichstag beschäftigen. Die Reichspostverwaltung möchte sich begreiflicherweise die Konkurrenz der Pri-

Feuilleton.

Nachdruck verboten. [35

Spuren im Sande.

Roman von **Ewald August König.**

Die Vermuthung des alten Herrn, daß die Ohnmacht seiner Schwägerin nur eine Komödie gewesen sei, schien auch der Geheimrath zu theilen; die letzten Gäste hatten sein Haus noch nicht verlassen, als er in das Boudoir seiner Gattin trat. Mit dem Spitzentaschentuch in der Hand lag sie auf dem Divan, und der herbe Zug, der ihre Lippen umzuckte, ließ ihn erkennen, daß seine Vermuthung begründet war.

„Wie befindest Du Dich?“ fragte er in einem Tone, der nichts weniger als freundlich klang.

„Kommst Du endlich einmal, um Dich danach zu erkundigen?“ erwiderte sie vorwurfsvoll. „Ich hätte sterben können, niemand würde sich um mich bekümmert haben.“

„Das sind kindische Klagen, Melanie, das höchst unangenehme Ereigniß zwang unsere Gäste plötzlich aufzubrechen, wir mußten uns ihnen widmen und zahllose Fragen beantworten.“

„Es war spät genug geworden!“

„Also deshalb die Ohnmacht?“

„Deshalb?“ wiederholte sie, sich emporrichtend und aus blitzenden Augen ihm einen zornigen Blick zuwerfend. „Nein, aber es war Zeit, daß das Fest ein Ende nahm. Um mich kümmerte sich Niemand, Baron Werner vernachlässigte nicht nur mich, sondern sogar seine Braut, um Deinem Bruder Gesellschaft zu leisten, der ganz allein in einem entfernten Zimmer saß und sich dort, wie man mir sagte, betrunken hat.“

„Aber Melanie —“

„Es ist so, wie ich Dir sage,“ fuhr sie mit wachsender Gereiztheit fort, „diesem Manne werden in unserem Hause Aufmerksamkeiten erwiesen, die er in keiner Weise verdient hat, die Leute müssen glauben, daß von seiner Gnade unser Wohl und Wehe abhänge —“

„Und das ist auch in der That der Fall!“ unterbrach er sie ärgerlich; „schlimm genug, daß ich es sagen muß, aber es ist so. Er muß uns die Mittel geben, daß wir Konstanze standesgemäß ausstatten können, und daß er sich dazu bereit erklärt hat, das nimmt mir eine schwere Last vom Herzen. Ich bin Werner sehr dankbar dafür, daß er sich seiner so warm angenommen hat.“

Die Geheimräthin strich mit dem Tuch über die Stirne und seufzte schmerzlich.

„Von ihm abhängen zu sollen, das wäre entsetzlich!“ sagte sie. „Ich habe heute Abend manche boshafte Bemerkung von ihm und über ihn hören müssen, die ganze Gesellschaft gefiel ihm nicht, und er gefiel ihr nicht.“

Der Geheimrath zuckte mit den Achseln, seine Stirne zog sich mehr und mehr in Falten.

„Du hättest Dich unbemerkt zurückziehen sollen,“ sagte er, „die Störung wäre dadurch vermieden worden.“

„Ich hatte meine Gründe!“

„Welche?“

„Bemerkungen über uns, die in meiner Nähe laut wurden.“

„Ueber uns?“

„Ueber unsere Herkunft, unsere Eltern —“

„Und solche Bemerkungen können Dich so sehr aufregen? Ich lache darüber! Daß mein Vater ein schlichter Brauer war, kann mich nur ehren, ich darf stolz auf meinen Adel sein, denn durch meine Verdienste habe ich ihn mir erworben. Schon in der Wiege das Adelsdiplom zu finden, ist doch wahrhaftig kein Verdienst!“

„Der Geburtsadel denkt darüber anders, er sieht mit Geringschätzung auf uns herab.“

„Wer so hochmüthig und unverständig ist, der mag's immerhin thun, ich gönne ihm das Vergnügen gerne.“

„Sie thun's alle,“ ereiferte die Geheimräthin sich, „sogar der Vater Werners. Die Bergaus sind eine hochmüthige Familie, leugne das, wenn Du es kannst.“

„Ja, das leugne ich,“ erwiderte er ernst, „ich habe Beweise dafür, daß diese Behauptung gänzlich unbegründet ist. Uebrigens baue ich auf unsere nunmehrige Verwandtschaft mit dieser Familie große Hoffnungen, Ferdinand —“

„Ich kenne diese Hoffnungen und theile sie nicht. Adda v. Bergau war unserem Sohne gegenüber nichts weniger als liebenswürdig, und doch hat er ihr das Leben gerettet.“

„Auf Deine Beobachtungen lege ich keinen besonderen Werth,“ sagte der Geheimrath achselzuckend, „Dir fehlt die Gabe dazu. Die Bergaus sind durchaus nicht hochmüthig, man muß sie nur näher kennen lernen, sie mögen sich heute Abend in der großen, bunt zusammengewürfelten Gesellschaft nicht wohl gefühlt haben, das gebe ich zu, da zeigt sich denn immer eine gewisse Verstimmung, die gar zu leicht falsch gedeutet wird.“

Die Geheimräthin gab keine Antwort darauf, sie drückte auf den Knopf des elektrischen Telegraphen, der neben ihrem Divan angebracht war, und der Eintritt der Zofe nöthigte den alten Herrn, sich zu entfernen.

Als er den Korridor durchschritt, um sich in sein eigenes Gemach zu begeben, begegnete ihm Ferdinand, der eben die letzten Gäste zur Thür begleitet hatte.

„Du kommst von Mama?“ fragte der junge Mann besorgt.

„Alles wieder in Ordnung,“ erwiderte der Geheimrath ruhig, „Mama ist im Begriff, zu Bett zu gehen, und soweit ich ihren Zustand beurtheilen kann, giebt er keinen Anlaß zu Befürchtungen.“

„Desto besser, dann wollen wir auch zu Bett gehen.“

„Ich möchte noch einige Worte mit Dir reden.“

„Jetzt?“

„Jawohl, wer weiß, ob sich morgen eine Gelegenheit dazu bietet. So spät ist es ja auch noch nicht —“

„Aber Du wirst müde sein —“

„Ich? Bewahre, der Aerger hat mir den Schlaf vertrieben, komm mit ins Rauchzimmer.“

Ferdinand folgte dem Vater. Die Miene, mit der er es that, ließ jedoch erkennen, daß er mit einiger Besorgniß der Unterredung entgegensah.

Im Rauchzimmer stand und lag alles noch so, wie die Gäste es verlassen hatten; der Geheimrath nahm in einem

vatgesellschaften vom Halse schaffen, die bestehenden Gesetze bieten ihr aber keine Handhabe dazu, und gerade die kleinlichen Chikanen, wie sie in letzter Zeit gegen die Privatposten zur Anwendung gekommen sind, scheinen eher geeignet, die Stellung der neuen Unternehmungen zu befestigen und Stimmung gegen die Reichspostverwaltung zu machen. So vermag letztere ihre ganze Hoffnung nur noch auf eine Aenderung der Reichsgesetzgebung zu begründen und da eine solche zweifellos angestrebt wird, so ist es nunmehr auch unsere Pflicht, Stellung in dieser Frage zu nehmen.

Wir glauben dies um so unparteiischer thun zu können, als für uns in dieser Angelegenheit gar keine Sonderinteressen ins Spiel kommen, während dies für die Regierung wie für die besitzenden Klassen durchaus nicht gilt.

Für letztere beiden handelt es sich bei der Entscheidung zwischen Reichs- und Privatpost — neben anderen Fragen — wesentlich auch mit um eine Frage des Gewinnes. Die Nachrichtenbeförderung ist heute nun einmal eine sehr schätzbare Einnahmequelle, und während die privaten Kapitalisten erklärlicherweise wünschen, daß diese Einnahmequelle ihnen zufließt, hat die Reichsregierung den nicht minder begreiflichen Wunsch, daß ihr von ihren bisherigen Einnahmen nichts entzogen werde. Beide Theile sind also insofern Partei und das spiegelt sich in den von ihnen beeinflußten Preßerzeugnissen zur Genüge wider.

Für uns, die wir die Interessen des arbeitenden Volkes vertreten, fallen alle besonderen Interessen hinweg. Wir wissen zwar, daß die Reichspostverwaltung ihre Angestellten, besonders die der untersten Klassen, mit einem Hungerlohn abfertigt und wir sind darum immer für eine Gehaltsaufbesserung der unteren Postbeamten eingetreten. Aber wir wissen auch, daß Privatgesellschaften ihre Arbeiter oft noch maßloser ausnutzen und noch erbärmlicher entlohnen. Auch der schlechtest bezahlte Postkutscher wird einen Pferdebahnbediensteten nicht beneiden. Privat- und Reichsunternehmung, das kann also in diesem Falle den Arbeitern, von ihrem bloßen Klassenstandpunkte aus, ganz gleichgiltig sein, und wenn wir uns für eine der beiden Formen entscheiden, so kann für uns lediglich der Nutzen für die große Allgemeinheit den Ausschlag geben.

Und hierbei kommen wir immer wieder auf die alte Wahrheit zurück, daß die Nachrichtenbeförderung, um mit dem geringsten Aufwand die größte Leistungsfähigkeit zu erreichen, unbedingt des Monopols bedarf und daß jede Konkurrenz auf diesem Gebiete zu einer Kraftvergeudung führen muß, die mit der Zahl der konkurrirenden Anstalten wächst. Heute befördert vielleicht eine Anstalt alle Briefe eines Verkehrsbezirkes, und morgen thun sich vier, fünf oder zehn konkurrirende Unternehmungen auf, um die Beförderung der gleichen Menge von Briefen zu übernehmen. Würde darum etwa jede Unternehmung nur ein Viertel, oder ein Fünftel, oder ein Zehntel an Wagen, an Boten und Bureaubeamten brauchen, sodaß im ganzen mit demselben Kraftaufwand das gleiche Resultat erzielt würde? Gewiß nicht. Damit das Publikum sich derselben Bequemlichkeit wie früher erfreut, müßte z. B. jede Gesellschaft eben so viele Briefkästen in allen Stadttheilen anbringen müssen, und um diese eben so oft zu leeren, wie es jetzt die Post thut, würde jede Gesellschaft so viel Leute gebrauchen, wie jetzt die eine Post, sodaß deren Zahl mindestens auf das Vierfache wachsen würde. Zwischen den einzelnen Briefsammelstellen (Zentralstellen) müßten jeden Tag die Transportwagen ebenso oft verkehren wie heute die Postwagen zwischen den Postämtern, jede Gesellschaft würde also, wenn sie auf der Höhe der Leistungen bleiben wollte, eben so viel Wagen gebrauchen wie die eine Post, wenn auch jeder Wagen höchstens zum Viertel gefüllt wäre. Aehnlich wäre es mit den Briefausträgern. Es kann keine größere Kraftverschwendung geben, als wenn man etwa vier Briefe in dasselbe Stockwerk desselben Hauses mit vier verschiedenen Boten befördern wollte. Jeder von den vier Boten hätte hier dieselbe, oder nahezu dieselbe Arbeitslast auf sich, wie der eine Reichspostbote, der auf einem Gange alle vier Briefe erledigt. Nun ist dieser Fall natürlich etwas ungewöhnlich, aber eine Kraftverschwendung bleibt es, dasselbe Revier, dieselben Häuser zu gleicher Zeit von vier oder noch mehr Boten abgehen zu lassen. Das muß geschehen, wenn täglich eine bestimmte Zahl von Austragungen bei jeder Gesellschaft stattfinden soll.

Es ist also nicht nur im im interlokalen Verkehr (wo das Prinzip ja längst anerkannt ist), sondern auch im Stadtbriefverkehr ein Gebot der Wirthschaftlichkeit, einer Anstalt ein rechtliches Monopol zu verleihen und diese eine Anstalt kann im vorliegenden Falle natürlich nur die Reichspost sein.

Allerdings müssen wir hinzufügen: vorausgesetzt, daß den betheiligten Kreisen auf die Geschäftsgebahrung der letzteren ein stärkerer Einfluß zugestanden wird. Gerade die Reichspostverwaltung hat neuerdings mehrfach die dringendsten Wünsche des Publikums außer Acht gelassen, sie hat es nicht der Mühe für werth befunden, auf Anregungen im Reichstag zu reagiren. Je schroffer sie das, dank unserem rückständigen öffentlichen Leben, zu thun vermag, desto mehr wird man natürlich abgeneigt sein, ihre Befugnisse zu erweitern. Insbesondere halten wir es für angezeigt, daß der Postverwaltung die erwünschte Gesetzesänderung nur zugestanden wird unter der Bedingung, daß sie das Stadtporto für Berlin herabsetzt. Herr Stephan kann zwar darauf hinweisen, daß der Ueberschuß der Berliner Stadtbriefbeförderung die Mittel gewähre, um auch von einem Ende des Reiches bis zum anderen die Briefe für zehn und zwanzig Pfennige zu befördern. Aber andererseits würde sich durch die Herabsetzung des Stadtbriefportos sicherlich die Zahl der Briefe wesentlich vermehren, sodaß die Reichspost noch immer ihre Rechnung finden wird.

Politische Uebersicht.

Wie sehr das Sozialistengesetz die Arbeiter in ihren Lohnbestrebungen hemmt — und Lohnerhöhungen sind doch gewiß noch nichts „Gemeingefährliches" — das zeigt sich jetzt wieder bei dem Streik der Siemens'schen Glasarbeiter in Dresden. Eine auf Dienstag, den 17. d. M., einberufene Volksversammlung wurde auf Grund des § 9 des Sozialistengesetzes verboten, desgleichen eine auf Sonnabend, den 21. d., einberufene, angeblich, weil Herr Horn, der Redakteur des „Fachgenossen", als Referent aufgestellt war. Die Glasmacher beriefen daher eine anderweite Versammlung mit der gewiß unschuldigen Tagesordnung: „Berichterstattung der Arbeiterkommission der ausgesperrten Glasmacher" auf denselben Datum ein, und stellten ein Kommissionsmitglied als Referenten auf. Doch auch diese Versammlung fiel dem obigen § 9 zum Opfer. Mit diesen Verboten ist jede Möglichkeit genommen, die Angriffe und Verdächtigungen, welche die Streikenden durch einen Theil der Presse zu erleiden hatten, zu widerlegen. Diese Verdächtigungen, welche heute auch in die „National-Ztg." Aufnahme gefunden haben, beziehen sich besonders darauf, daß die Dresdener Glasmacher einen deutschen Zweig eines internationalen Glasmacherbundes bilden sollen. Nun, wenn die Herren Unternehmer internationale Kartelle zur Regulirung der Preise und des Absatzes gründen, so werden sie auch nichts dagegen haben dürfen, wenn die Arbeiter verschiedener Länder sich über gleiche Lohnforderungen einigen, um alle unbillige Konkurrenz der Länder gegen einander auszuschließen. Stehen die Gesetze einem solchen Beginnen im Wege, so würden sie folgerichtig zu ändern sein. Jedenfalls hätten die Unternehmer, welche nie vor internationalen Vereinbarungen zurückgeschreckt sind, keinen Grund zu Denunziationen. Dazu kommt im vorliegenden Fall die vollständige Grundlosigkeit der ausgesprochenen Verdächtigungen, gegen die Herr Horn bereits den Weg der Klage beschritten haben soll.

Sechzehn deutsche Arbeiterinnenvereine giebt es augenblicklich in Deutschland. Zunächst sei der drei auf Grund des Vereinsgesetzes „vorläufig" geschlossenen Berliner Vereine gedacht und zwar des „Vereins zur Wahrung der Interessen der Arbeiterinnen" — „Verein der Arbeiterinnen Berlins" (sogenannter Nordverein) — „Fachverein der Berliner Mäntelnäherinnen". — Dann die Vereine im Reiche und den Provinzen: „Allgemeiner Frauenverein zu Nürnberg" — Arbeiterinnenverein zu Eßlingen" — „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen" zu Stuttgart — „Verein zur Vertretung der gewerblichen Interessen der Arbeiterinnen" zu Frankfurt a. M. — „Verein zur Vertretung der gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen Bremens" — „Verein für die gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen Hamburgs" — Arbeiterinnenverein zu Danzig — Arbeiterinnenverein zu Dresden — Arbeiterinnenverein zu Großenhain — Arbeiterinnnenverein zu Groß-Ottersleben — Arbeiterinnenverein zu Gera — „Verein zur Vertretung der gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen Braunschweigs" — Arbeiterinnenverein zu Stettin. — Versuche zur Gründung von Arbeiterinnenvereinen geschahen insbesondere noch in München und in Chemnitz. In beiden Orten legten jedoch die Behörden ihr Veto ein. Das Schicksal des Verbots hatten anfänglich auch die Arbeiterinnenvereine in Dresden und München, theils, weil sie angeblich politische Zwecke verfolgten, theils, weil sie in Dresden, dem sächsischen Vereinsgesetze entgegen, auch verheirathete Frauen als Mitglieder aufgenommen hatten. Nach einiger Zeit wurden die Vereine den gesetzlichen Vorschriften entsprechend neu konstituirt und auch behördlich genehmigt. Außer in den hier aufgeführten Vereinen finden an 25 000 Arbeiterinnen in der einzigen existirenden freien Hilfskasse „Zentral Kranken- und Begräbnißkasse für Frauen und Mädchen in Deutschland", Offenbach a. M. (E. H. 26), einen Vereinigungspunkt. Genannte Kasse ist in 119 örtlichen Verwaltungsstellen über ganz Deutschland verzweigt. Auf die Berliner Filiale entfallen allein 2600 Mitglieder. Ein Verdienst der Kasse oder vielmehr ihrer betreffenden Ortsvorstände besteht darin, daß sie durch Veranstaltung von Versammlungen die Aufmerksamkeit der Arbeiterinnen auf das leider noch nicht genug gewürdigte Krankenversicherungswesen hinzulenken versucht. Bis vor einigen Monaten bestand noch in Dresden eine derartige weibliche freie Hilfskasse. — Ein offizielles Organ besitzen die deutschen Arbeiterinnenvereine zur Zeit nicht. Die von Frau G. Guillaume-Schack in Offenbach a./M. herausgegebene „Staatsbürgerin" wurde im Juni d. J. auf Grund des Sozialistengesetzes verboten. Hier in Berlin ruht jede Thätigkeit. Draußen im Reiche jedoch, vor Allem in Dresden, nimmt die Arbeiterinnenbewegung ihren Fortgang. Die armen, bedrückten Wesen von Näherinnen, Fabrikarbeiterinnen und Bediensteten erstreben dasselbe Ziel, das auch wir unablässig verfolgen: ein besseres Dasein für sich und ihre Angehörigen.

Die polizeiliche Maßregelung des Maurers Pinkernelle ist selbst der offiziös bedienten, nationalliberalen „Magd. Zeitung" zu stark. Die Verfügung, um welche es sich handelt, geht bekanntlich dahin, daß Pinkernelle sich der weiteren Leitung des Streiks enthalten und in den Streikversammlungen als Redner überhaupt nicht mehr auftreten soll. Dazu bemerkt das genannte Blatt: „Diese Verbote dürften über das hinausgehen, was die Polizei von einem Staatsbürger im Interesse der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit und Ordnung zu verlangen berechtigt ist. Denn die bloße Vermuthung, daß Pinkernelle als Leiter des Streikes und Redner Unheil anrichten könnte, reicht nicht aus, um ihm für alle Zeiten den Mund zu verbieten. Denn das Redenhalten in Versammlungen an sich ist gesetzlich nicht verboten, eben so ist das Koalitionsrecht durch § 152 der Reichsgewerbeordnung gewährleistet und darf durch polizeiliche Verfügungen nicht eingeschränkt werden. Offiziös wird noch auf einen anderen Punkt hingewiesen, auf die Thatsache, daß Pinkernelle bereits wegen „Bedrohung" in Streiksachen vom Schöffengericht verurtheilt worden ist. (Wir melden unseren Lesern bereits, worin diese „Bedrohung" bestand. D. R.). Das könnte ja vielleicht andere Maßregeln rechtfertigen; aber es fehlt jeder Nachweis, wie jene Verurtheilung gerade für dieses Verbot eine Begründung geben sollte." Zum Schlusse räth die „Mgd. Ztg.", gegen die Verfügung auf Grund der §§ 127 ff. des jetzt auch in der Provinz Hannover geltenden Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883 die Rechtsmittel der Beschwerde oder der Klage zu ergreifen.

Zur Beachtung für Arbeitervereine. Aus Mannheim schreibt man der „Fränk. Tagespost": Wie bekannt, wurden die drei Vorstandsmitglieder der ehemaligen Vereinigung der Metallarbeiter Deutschlands, Willig, Häusler und Müller, in Untersuchung gezogen wegen „Untreue". Sie sollten die Gelder der Hauptkasse vor der Auflösung der Vereinigung entnommen haben und sich über die rechtmäßige Verwendung derselben nicht genügend ausweisen können. Die Untersuchung wurde so erschöpfend und umfangreich geführt, daß nichts zu wünschen übrig blieb. Das Mannheimer Landgericht hat trotzdem die Eröffnung des Hauptverfahrens abgelehnt, nachdem eine umfangreiche Klagebeantwortung die Haltlosigkeit der Anklage dargethan hatte. Die Staatsanwaltschaft, welche sich, beiläufig gesagt, noch mit keiner Freisprechung zufrieden gab, sobald dieselbe Sozialdemokraten betraf, hatte gegen den Beschluß des Landgerichts Beschwerde eingereicht und das Oberlandesgericht hat dieselbe auch für begründet erachtet. Die „Ungetreuen" werden also demnächst Gelegenheit haben, in dieser Sache vor dem Strafrichter zu erscheinen. Die Geschichte bietet wieder einmal viel Stoff zur Beurtheilung der gegenwärtigen Zeit, denn so viel ist gewiß: mit demselben Recht, mit dem die Angeklagten prozessirt werden, kann man jeden Geschäftsinhaber und Vereinsvorstand 2c. prozessiren.

Von der Arbeiterbewegung. Aus Bochum, 24. Aug., meldet die „Freie P.": In der vorigen Woche wurde bei einem hiesigen Bürger eine Haussuchung nach sozialistischen Schriften vorgenommen, die den Erfolg hatte, daß eine ganze Menge durch das Sozialistengesetz verbotener Druckschriften beschlagnahmt wurde. Die hiesige Staatsanwaltschaft wies mehreren aus Belgien wegen Betheiligung an den dortigen jüngsten Unruhen ausgewiesenen und nach hier verzogenen Personen ihre ungetheilte Aufmerksamkeit. So liest man in den öffentlichen Blättern. — Der Vorstand der liquidirten Altonaer Filiale des Unterstützungsvereins deutscher Tabakarbeiter lieferte die auf den Verein Bezug habenden Utensilien, wie Bücher, Schriftstücke auf dem Polizeiamt ab.

Ein eigenthümliches Licht auf die vielgepriesene Fürsorge für den Handwerker wirft folgendes Eingesandt in einem Graudenzer Blatte: „Seit länger denn Jahresfrist ist die Artilleriekaserne fertig und bezogen, aber noch immer warten Bauhandwerker vergeblich auf die Regulirung ihrer Rechnungen. In den allgemeinen Bedingungen der mit ihnen abgeschlossenen Kontrakte ist bestimmt, daß die Abrechnung vier Wochen nach der Beendigung der Arbeiten erfolgen soll. Es mögen ja Schwierigkeiten vorhanden sein, welche die Einhaltung dieser Bestimmung nicht gestattet haben, aber man ersetzt den Handwerkern, die nicht auf Rosen gebettet sind und ihre Kautionen, die gleichfalls noch nicht zurückgezahlt sind,

---

Sessel Platz und holte aus dem Eiskühler, der neben ihm stand, eine Champagnerflasche.

„Wo ist denn mein Glas," sagte er — „ah, richtig, dieses hier, sieh Dich um, Ferdinand, ob Du noch ein reines Glas findest."

Der Referendar nahm eines der Gläser und spülte es im Eiskühler um, dann ließ er sich dem Vater gegenüber nieder, mit erwartungsvollem Blick der Anrede harrend.

„Israel Salomon war bei mir," nahm der alte Herr das Wort, „er legte mir einen Schuldschein vor, den Du ausgestellt hast. Bleibe nur sitzen, Ferdinand, rege Dich nicht auf deshalb —"

„Wie kann der Wucherer sich unterstehen!" rief Ferdinand zornig. „Verfallen ist die Schuld noch nicht —"

„Das gab er selbst zu, aber diese Leute gehen gerne sicher, Du scheinst sie noch nicht zu kennen!"

„Ich habe noch nie zuvor mit Wucherern zu thun gehabt," rief der Referendar entrüstet, „und wenn ich nur eine Ahnung davon gehabt hätte, daß Israel Salomon so niederträchtig sein könne, Dich zu beunruhigen, so würde ich ihm die Ehre nicht erzeigt haben, das Geschäft mit ihm zu machen."

Der Geheimrath wiegte lächelnd das Haupt, aber es lag etwas Gezwungenes in diesem Lächeln.

„Was veranlaßte Dich dazu?" fragte er. „Ich will hoffen, daß es nicht Spielschulden waren, aber was es auch gewesen sein mag, sage mir die volle Wahrheit."

„Spielschulden waren es nicht," erwiderte Ferdinand, dessen Antlitz dunkle Röthe übergoß, „ich liebe das Spiel nicht, und um eine solche Summe zu verlieren —"

„Das ist rasch geschehen, und es wäre ja möglich, daß man Dich in einem schwachen Augenblick verleitet hätte —"

„Nein, nein, solcher Versuchung zu widerstehen bin ich stark genug."

„Aber wozu bedurftest Du dann einer so großen Summe? Waren es Schulden, die Du vielleicht in früheren Jahren gemacht hast, so hättest Du mir Dich anvertrauen sollen, ich würde die Sache aus der Welt geschafft haben. Es ist immer mißlich, die Hilfe eines Wucherers in Anspruch zu nehmen, man weiß später nicht von den Leuten abzukommen."

Der Referendar trank sein Glas aus und füllte es wieder, Befangenheit und Verlegenheit sprachen aus seinen Zügen. er wich dem forschenden Blick des Vaters aus und beschäftigte sich angelegentlich mit seiner Zigarre.

„Nun?" fragte der Geheimrath nach einer Weile.

„Es ist ein Geheimniß —"

„Ach was, Du bist noch zu jung, um solche kostspielige Geheimnisse haben zu dürfen. Nur heraus mit der Sprache! Oder soll das bisherige freundschaftliche Verhältniß zwischen uns getrübt werden?"

„Um keinen Preis möchte ich das!"

„Dann sprich auch nicht von Geheimnissen, die ich nicht erfahren darf, Ferdinand."

„Rücksichten einer Dame gegenüber —"

„Ah — ist es das? Nun, ich kann schweigen, je nachdem die Dinge liegen, aber welche Rücksichten es auch sein mögen, von meinem Sohne verlange ich rückhaltlose Offenheit!"

„Frau v. Raven klagte mir, daß ihr Gatte sich in Verlegenheit befinde," sagte Ferdinand zögernd, während er die Gläser seines Lorgnons abrieb, „sie legte es mir so nahe, daß ich ihr meine Hilfe anbieten mußte und aufrichtig gestanden, war mir dieses Anerbieten entschlüpft, ehe ich selbst es wollte und ahnte. Und zurücknehmen konnte ich es nicht mehr, ich mußte mein Wort einlösen, Dich wollte ich nicht gerne darum ansprechen, und Onkel Theodor verweigerte mir das Darlehen, da blieb mir zuletzt nichts anderes übrig, als bei den Wucherern Hilfe zu suchen."

Der alte Herr hatte die Brauen finster zusammen gezogen, unwillig schüttelte er das kahle Haupt.

„Die Baronin hat Deine Unerfahrenheit mißbraucht," erwiderte er in vorwurfsvollem Tone, „und ihr Gemahl steckt natürlich dahinter."

„Nein, nein, er darf nichts davon erfahren —"

„Bah, das weiß ich besser. Hast Du einen Schuldschein erhalten?"

„Jawohl, einen Schein, in dem die Baronin sich verpflichtet, mir das Darlehen zurückzuzahlen."

„Ein solcher Schein, nur von der Baronin ausgestellt, hat keine Giltigkeit," sagte der Geheimrath, „auf die Rückzahlung wirst Du verzichten müssen. Baron Raven ist nur reich gewesen, das wenige, was er besaß, hat er längst durchgebracht, er wird nie in die Lage kommen, seine Schulden zu tilgen, wenn nicht ein besonderer Glücksfall ihm das ermöglicht. Und wie gedenkst Du nun Deine Schuld zu tilgen? Ich kann Dir leider dabei nicht unter die Arme greifen, denn ich habe mit meinen eigenen Angelegenheiten gerade genug zu thun, und ob der Wucherer sich gedulden wird, bis Deine Einkünfte Dir die Rückzahlung möglich machen, das fragt sich sehr."

„Er muß warten!"

„Was zwingt ihn dazu? Ich wiederhole Dir, Du kennst diese Leute nicht, sie stellen ihre eigenen Interessen stets in den Vordergrund, und muß der Mann wirklich warten, dann wird er auch wissen wollen, weshalb? Berechne einmal, wie groß die Summe mit Zinsen und Zinseszinsen nach zehn Jahren ist: die Zinsen wirst Du nicht unter fünfzehn bis zwanzig Prozent pro Jahr berechnen dürfen."

„Ich muß das alles zugeben," sagte der Referendar erregt, „aber was soll ich machen?"

„Erstens Dir diese Erfahrung zur Lehre dienen lassen —"

„Das wird gewiß geschehen!"

„Ich will's hoffen. Sodann rathe ich Dir zu einer reichen Heirath. Das ist der sicherste und kürzeste Weg, Dich von diesen drückenden Verbindlichkeiten zu befreien, und die Gelegenheit dazu wird Dir in einer Weise geboten, wie Du sie nicht besser wünschen kannst. Herr v. Bergau sprach heute Abend noch von Dir, Du hast bei der Familie einen Stein im Brett, benutze das, ich glaube, es wird Dir nicht schwer fallen, zum Ziele zu gelangen."

„Adda v. Bergau war heute mir gegenüber sehr kühl und zurückhaltend," erwiderte Ferdinand, dessen Wangen sich dunkler gefärbt hatten.

„Weil sie Deine Beziehungen zu der Baronin Raven kennt und nicht billigt — das ist der einzige Grund.

durch Darlehne beschaffen mußten, den Zinsverlust? Ein Freund des Handwerks." Es ist sehr wohl möglich, daß bei dieser unliebsamen Verzögerung besondere Gründe obwalten, um so mehr wäre es aber zu wünschen, daß die Militärverwaltung auf die vorstehende Anregung hin dieselben kundgäbe.

Das Heer und konservative Zeitungen. Zu dem Rundschreiben des Herrn Landrath v. Köller an die Offiziere bemerkt die „Thorn. Ostd. Presse: „Bei Besprechung des Zirkulars selbst wird von vielen Seiten die Bemerkung gemacht, es fehle jetzt nur noch, daß die Junker auch verlangten, daß die Soldaten zum Lesen konservativer Zeitungen kommandirt werden. Es ließe sich das ja vielleicht unter die Gesichtspunkte der militärischen Abhärtung bringen." Ein derartiges Kommando mit dem Verbot des Haltens und Lesens liberaler Blätter soll in Thorn bereits ergangen sein.

Zur Illustration mecklenburger Zustände möge der Umstand dienen, daß es sich anläßlich eines Spezialfalles herausgestellt hat, daß die einzige gesetzliche Bestimmung des mecklenburgischen Rechts über die Beerdigung von Selbstmördern die revidirte Kirchenordnung von 1650 ist. Was diese für Vorschriften bezüglich der qu. Beerdigung enthält, kann man sich ungefähr denken, denn sie sind es, auf welche sich dort „geistliches und Kirchenregiment" berufen, um die Verweigerung eines „ehrlichen" Begräbnisses zu rechtfertigen.

Ueberseeische Bank. Wenn nicht Alles täuscht, wird trotz des Widerspruchs einzelner konservativer Blätter der Plan der Begründung einer überseeischen Bank in der nächsten Session den Reichstag beschäftigen. Der Widerspruch, den der Reichskanzler dagegen erhoben hatte, darf als beseitigt gelten.

Oesterreich-Ungarn.

Die lebhafte Agitation gegen die Konkurrenz durch gewerbliche Arbeit in den Strafhäusern und Gefängnissen hat nunmehr seitens des Justizministeriums ihre formelle Erledigung gefunden. Dieselbe stellt sich nach der „Deutsch. Ztg." durchaus als eine jener „halben Maßregeln" dar, welche an dem zu beseitigenden Mißstande im Großen wenig ändern, immerhin aber bei gutgläubigen Gemüthern den Eindruck hervorzubringen bestimmt sind, daß „etwas geschehen sei", und daß die hohe Regierung „ihren guten Willen gezeigt habe". Das Justizministerium erklärt, daß „die volle Berücksichtigung der vorgebrachten Beschwerden bei den gegenwärtigen Arbeitsverhältnissen in den Strafanstalten eine in finanzieller, noch mehr aber in disziplinarer Richtung verhängnißvolle Arbeitsstockung zur Folge haben müßte." In Folge dessen habe sich das Ministerium lediglich darauf beschränken müssen, die sogenannte Kundenwirthschaft in den Strafanstalten zu beseitigen, durch welche das am Orte der Strafanstalt etablirte Kleingewerbe am empfindlichsten sich getroffen fühlt. Sehr mit Unrecht bemerkt der Justizminister hierbei, daß diese rein lokale Kundenarbeit „den Hauptanstoß zu der gegen die Strafhausarbeit gerichteten Bewegung gegeben habe." Dies ist aber nicht richtig. Gerade die Konkurrenz im Großen, die Konkurrenz der Unternehmer, der Pächter der billigen Arbeitskraft, hat die Gewerbetreibenden zu ihrer Massenagitation veranlaßt, nicht die Flickschusterkonkurrenz des einzelnen Sträflings. Was nun das Justizministerium in Erledigung der vielfachen Petitionen und Resolutionen beschlossen hat, ist folgendes: Es wird die Uebernahme und Ausführung von Bestellarbeiten für Privatparteien, sowie der Detailverkauf von Fabrikaten der Strafanstalten an einzelne Konsumenten in Hinkunft nicht mehr gestattet und es ist in diesem Sinne an sämmtliche mit der Oberleitung der Strafanstalten betrauten Oberstaatsanwaltschaften die Weisung ergangen. Ebenso hat das Justizministerium eine Erhöhung der Preistarife und Lohnsätze, sowie die Verpflichtung der Privatunternehmungen angeordnet, mit dem Kleingewerbe des Kammerbezirkes (in welchem sich die Strafanstalt befindet) in keine Konkurrenz zu treten. Wenn aber ein Wiener Unternehmer in Garsten oder in Suben seine Arbeit machen läßt, so darf er seine Wiener Konkurrenten treffen! Die Verwendung von Dampfmotoren bei gewerblichen, in Strafanstalten etablirten Unternehmungen beschränke sich — sagt das Justizministerium weiter — derzeit auf den Betrieb einer Kehlhobelmaschine und einer Zirkularsäge bei der Goldleisten-Erzeugung in den Strafanstalten Pilsen und Garsten, einer Stöckelmaschine für Damenschuhe in der Strafanstalt Stein und einer Zirkularsäge bei der Tischlerei in Suben. Dieser ganze Arbeitsbetrieb mittelst Benützung von Dampfmotoren umfasse blos ca. 9300 Arbeitstage per Jahr, was einer Verwendung von ca. 30 Sträflingen entspreche. Was die Auflassung sämmtlicher gewerblicher Privatunternehmungen in den Strafanstalten betrifft, so werde dieselbe nur in dem Maße zu ermöglichen sein, als die verfügbar werdenden Sträflingskräfte zur Erzeugung staatlicher und kommunaler Bedarfsartikel verwendet werden können. Diese Verwendung ist jedoch von dem Umfange der Bestellungen abhängig, welche derzeit, mit Ausnahme der Arbeitsaufträge seitens der Justizbehörden, nur geringfügig sind. Sache des Justizministeriums wäre es daher, seinen Einfluß dahin aufzuwenden, daß der Umfang dieser staatlichen Bestellungen wachse. Eine ernste und eindringende Reform in der gewünschten Richtung vermögen wir aus diesem Erlasse nicht zu erkennen.

Rußland.

Aus Odessa wird berichtet: Während man eine zeitlang die Nihilisten fast schon für ausgestorben hielt, wurde dieser Tage von der hiesigen Polizei wieder ein „Nihilisten-Nest" ausgehoben, wobei etwa dreißig junge Leute, Studenten, Schriftsetzer, Lithographen, sowie Beamte verhaftet wurden. Im Quartier dieser aus je 5 bis 6 Personen bestehenden Zirkel wurden Proklamationen, Exemplare der Narodnaja Wolja, sowie verschiedene verbotene Werke gefunden, welche darauf hindeuten, daß die Gesellschaft Propaganda unter den Arbeitern Süd-Rußlands machte, um dieselben gegen die Behörden aufzuwiegeln. Ein Akzise-Beamter, welcher vor zwei Jahren selbst den geheimen Zirkel bildete, soll sämmtliche Personen der Polizei denunzirt haben, weil dieselben ihn von ihrer Vereinigung ausschlossen und selbstständig operiren wollten. Sämmtliche Verhafteten wurden sofort administrativ aus der Stadt gebracht, wie es heißt nach der Peter-Pauls-Festung in Petersburg.

Schweiz.

In der Schweiz besteht seit geraumer Zeit eine Art Jugendwehr, Kadetten genannt, zur Vorbildung junger Leute für den Militärdienst. Es giebt jetzt 54 Kadetten-Kompagnien in 52 Gemeindebezirken, welche zusammen 5400 Zöglinge enthalten und 5260 Gewehre besitzen. Weitaus die meisten Zöglinge, durchschnittlich 87 pCt., scheiden im Alter von 15 bis 16 Jahren aus diesen Kompagnien aus und ungefähr 2200 Zöglinge sind im Alter von 10 bis 11 Jahren in dieselben eingetreten. Die Ergebnisse dieser militärischen Ausbildung sind äußerst gering und beschränken sich auf einige Kenntniß des Gewehres und die Erlangung einer Schießfertigkeit auf kurze (bis 300 Meter) Entfernungen. Der Bundesrath soll indessen beabsichtigen, fortan eine kleine Beihilfe (3 Franks pro Kadett) zur Erweiterung der Schießausbildung solcher Zöglinge, welche nach Vollendung des sechszehnten Jahres an den Schießübungen der Kadetten-Kompagnien theilnehmen, zu gewähren.

Belgien.

In allen Theilen des Landes tagen die Regierungs-Kommissionen, welche die Ursachen der Krisis und die Klagen der Arbeiter durch Vernehmung der Unternehmer und der Arbeiter klarzustellen berufen sind. Von verschiedenen Seiten wird der Versuch gemacht, auf die Arbeiter einzuwirken. Selbst von den Kanzeln herab predigt man gegen die Sozialisten, und die Jesuiten halten in den Arbeiter-Zentren Vorträge gegen die soziale Gefahr. Der wirthschaftliche Nothstand zeigt sich auch darin, daß sich massenhaft junge Leute melden, um als Stellvertreter in der Armee zu dienen. Der Preis eines Stellvertreters ist von 2400 Frks. auf 1600 Frks. gesunken. Selbst die minder bemittelten Familien dringen dieses Opfer, um ihre Söhne vom Militärdienst loszukaufen. Es dienen daher nur die ganz Unbemittelten, so daß es hohe Zeit sein dürfte, daß der Stellvertretung ein Ende gemacht wird. Die radikale „Réforme" eifert noch für ein anderes Mittel zur Beseitigung der Krisis — Erstreckung der Vereinigung Hollands und Belgiens als „Republik oder unter belgischer Krone!" Englands und Frankreichs Zustimmung sei sicher, dann könne Deutschland seinen Plan, nach dem Tode des holländischen Königs Holland sammt Kolonien zu annektiren, nicht ausführen!

Zur Sicherung im Kriege läßt das Ministerium rings um Antwerpen neue Befestigungen anlegen und Forts erbauen; Erdarbeiten sind für 2 800 000 Frks. vergeben worden. Auch Sperrforts werden an der Maas erbaut.

Frankreich.

Am Montag begann unter dem Vorsitz des Gemeinderathmitgliedes Chabert der von 70 Arbeitersyndikaten einberufene internationale Arbeiterkongreß. Als Aufgabe desselben bezeichnete nach der „Voss. Ztg." Chabert: 1. Internationale Arbeitergesetze und Regelung der Arbeitszeit. 2. Vollständiger und Fachunterricht. 3. Internationale Arbeiterkoalitionen und Arbeitergenossenschaften. 4. Politische und soziale Lage der Arbeiter in den verschiedenen Ländern. 5. Internationale Arbeiterausstellung und Kongreß 1889. Die sieben englischen Delegirten gaben an, über 720 000 Arbeiter zu vertreten, die in den trades unions geeint seien. Außerdem sind Belgien, Deutschland, Norwegen, Oesterreich und Ungarn vertreten. Der erste Redner war Anseele, einer der Führer der belgischen Sozialisten. Er versicherte, die jetzt von der belgischen Regierung angeordnete Untersuchung der Arbeiterverhältnisse werde sich zu einer furchtbaren Anklage gegen die Bourgeoisie gestalten und zu deren Vernichtung ausschlagen. Er malt die Arbeiterverhältnisse Belgiens sehr schwarz. In den Kohlengruben verdienen die Frauen 0,90 bis 1,80 Fr. den Tag, bei 19stündiger Arbeit. In den Steinbrüchen ist der Lohn der Männer 1,80 bis 2 Fr., im Walonischen 2½ Fr. Die Weber verdienen 3—7 Fr. die Woche. In Gent erhalten die Arbeiter 16—17 Fr. die Woche, dank wiederholter Ausstände. Der letzte Ausstand der Weberinnen wurde hervorgerufen, weil man eine Frau sechs Wochen nach ihrer Niederkunft zur Arbeit zwingen wollte. Anseele hofft, daß die englischen Arbeiter die internationale soziale Revolution beginnen werden, sobald sie politisch genug geschult sein werden. Es wird dann eine heilige Allianz gegen die Kapitalisten gebildet werden. Der deutsche Sozialist Grimpe, ein aus Berlin Ausgewiesener, begnügte sich mit dem Hinweis auf die schlimme Lage seiner Gesinnungsgenossen in Deutschland in Folge der Ausweisungen. Die englischen Delegirten sprachen nur ungenügend französisch. Deshalb verdolmetschte ein Deutscher, Schmidt, ihre Reden, ebenso wie die französischen.

Der Kriegsminister Boulanger wird nun auch von den radikalen Blättern heftig angegriffen. In Vierzon ist ein von ihm unterzeichneter Maueranschlag veröffentlicht worden, wonach die Behörden die Berechtigung haben, zur Durchführung ihrer Maßnahmen die Hilfe der Truppen in Anspruch zu nehmen und dieselben bei den Einwohnern einzuquartiren. Der Präfekt hat angeblich mit den Arbeitern und den Leitern der Ackerwerkzeugfabrik unterhandelt. Letztere wollen nur 140 Arbeiter wieder einstellen, also gerade die Zahl derjenigen, welche anfänglich fortarbeiteten und erst durch die Drohungen ihrer Kameraden zum Ausstand gezwungen wurden. Deshalb verlangen die Arbeiter, daß sie wieder alle eingestellt werden.

Großbritannien.

Die exmittirten Pächter bilden in Irland den Gegenstand allgemeinster Huldigungen. So marschirte neulich in New-Roß eine sehr große Prozession, darunter viele Reiter, mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen in die Stadt. Dieselbe kam von Fethard, Grafschaft Wexford, und bildete die Eskorte einer Wagenreihe, die 62 Personen enthielt, die Familien von 13 Pächtern, welche von den Besitzungen des Marquis von Ely exmittirt worden waren. Die Exmittirten befanden sich auf ihrem Wege nach dem Armenhause, wo, wie es heißt, für sie ein „Ehren Quartier" hergerichtet worden ist. Die Ruhe der Stadt wurde nicht gestört. — Im Feldlager zu Curragh werden Anstalten für die Aufnahme von 5 Infanterieregimentern mit Abtheilungen von vier Reiterregimentern getroffen. Diese Truppen werden dazu verwendet werden, die Zivilgewalt nöthigenfalls bei Exekutionen und Exmissionen wegen Nichtzahlung des Pachtzinses zu unterstützen.

Letzten Sonnabend spät Abends fand in Gortcorn, unweit Londonderry, auf dem Grundstück des Pächters John Walker, eines Presbyterianers, eine Dynamitexplosion statt, die glücklicherweise an Leben und Eigenthum keinen ernsten Schaden verursachte, da nur eine Scheunenmauer beschädigt wurde. Ferner wurde am Sonntag während des Abendgottesdienstes ein Theil der Behausung eines gewissen Mr. Rice in Bushmount, Grafschaft Kerry, entweder mit Pulver oder Dynamit in die Luft gesprengt. Auch hier wurden keine Personen verletzt.

Die Vorgänge in Bulgarien bilden das Hauptthema der Besprechung in den Morgen- und Abendblättern der Metropole. So sagt die „Times" u. A.: „In einem Sinne wäre unzweifelhaft ein Einvernehmen zwischen Rußland einerseits und Deutschland und Oesterreich andererseits ein gutes Omen für die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens. Deutsche Interessen mögen durch das, was in Bulgarien geschieht, nicht direkt berührt werden, aber Oesterreich könnte sich bei gewissen Ereignissen nicht erlauben, gleichgiltig zu bleiben, und darf man billiger Weise annehmen, daß es dem russischen Ehrgeize nicht gestattet werden wird, gewisse wohldefinirte Grenzen zu überschreiten. Andererseits ist die Lage hinreichend gestört und dunkel, um das Weichen der Kurse von Staatspapieren erklärlich zu machen. Wir dürfen nicht überrascht sein, wenn die erneuten Beweise von der rastlosen und aggressiven Politik Rußland ein allgemeines Gefühl der Unsicherheit, insbesondere hier zu Lande, hervorrufen sollten. Die deutsche Presse giebt sich den Anschein, als ob sie dafür halte, daß durch die Absetzung des Fürsten Alexander englische Interessen am meisten angegriffen worden sind. Wir können dieser bequemen Anschauung von der Sache nicht beistimmen. Aber es ist unmöglich zu bestreiten, daß diese neue Enthüllung russischer Pläne uns dem lange vorhergesehenen schließlichen Konflikt der Interessen zwischen Rußland und England merklich näher bringt. Hier zu Lande hat stets eine Partei existirt, die Rußland freundlich gesinnt ist, aber sie vermindert sich schnell in der Anzahl und in politischem Gewicht und es hat ganz den Anschein, als ob sie in Kurzem zu einer bloßen Handvoll von exzentrischen Persönlichkeiten reduzirt sein wird."

Der Streik der Bergleute in Denaby, South Yorkshire, ist glücklich zu Ende geführt worden, nachdem er gerade eine Woche gedauert hat. Einzelne Grubenbesitzer haben sich bereit erklärt, eine Lohnerhöhung von 2½ pCt. zu gewähren. Daraufhin haben 1500 Kohlenarbeiter die Arbeit wieder aufgenommen. Der übrige Theil der noch Streikenden wird dem Beispiele der Kameraden wohl bald folgen.

Diese Beziehungen müssen natürlich abgebrochen werden, übrigens werde ich mit dem Baron Raven wegen der Schuld ein ernstes Wort reden —"

„Du hast mir versprochen zu schweigen!"

„Ach was, ich sage Dir noch einmal, der Baron weiß sehr genau, daß seine Frau das Geld von Dir erhalten hat —"

„Und wäre es der Fall, so muß ich dennoch auf Verschwiegenheit dringen, da ich selbst sie auf Ehrenwort versprochen habe."

Der Geheimrath blickte seinen Sohn einige Sekunden lang gedankenvoll an, dann zündete er eine Kerze an.

„Dann freilich werde ich schweigen müssen," sagte er, „aber ich fürchte, Du wirst Deine Bitte später bereuen. Man verzichtet doch nicht gerne auf eine so große Summe. Befolge meinen Rath, reite morgen hinaus nach Erlenbach und erkundige Dich nach dem Befinden der Damen. Na, es ist mir lieb, daß es wenigstens keine Spielschulden waren; ich glaubte schon, ernste Befürchtungen hegen zu müssen. Gute Nacht, Ferdinand, überlege Dir das alles gründlich, dann wirst Du den richtigen Weg schon finden."

Er nahm die Kerze und nickte dem Sohne, der sinnend im Sessel sitzen blieb, noch einmal freundlich zu, dann ging er hinaus, um nach allen Aufregungen und Verdrießlichkeiten dieses Tages die Ruhe zu suchen.

Mord.

Der Mechaniker Heinemann war gewohnt, sehr frühe aufzustehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er in der Regel früh erwachte und dann keinen Schlaf mehr finden konnte.

Dora begann ihr Tagewerk ebenso früh, kam der Vater ins Wohnzimmer, so fand er hier behagliche Wärme und wohlthuende Ordnung.

„Denke Dir nur, die Hausthür ist in der vergangenen Nacht unverschlossen gewesen."

Damit empfing Dora heute Morgen den Vater, der im ersten Moment sie bestürzt anblickte, dann aber gleichgiltig mit den Achseln zuckte.

„Gestern Abend war ja das große Verlobungsfest bei Gottschalks," erwiderte er, „der Rentner wird spät nach Hause gekommen sein."

„Aber er hat noch nie vergessen, die Hausthür zu schließen."

„Jenun, wer weiß, in welcher Verfassung er sich befand," scherzte Heinemann, „er kann ja immerhin des Guten etwas zu viel gethan haben. Ich meine auch, ihn gehört zu haben, es muß sehr spät gewesen sein."

„Gehört habe ich ihn auch," sagte Dora lächelnd, „er trat eben nicht leise auf."

„Und die Thür war ganz offen?"

„Ja, das heißt, sie war nur angelehnt."

„Na, das muß der Frau Lampe mitgetheilt werden, sie macht mich immer für die Sicherheit hier im Hause verantwortlich, ich protestire jetzt dagegen. So lange der Rentner draußen ist, dürfen die Riegel nicht vorgeschoben werden, nächstens kümmere ich mich nicht mehr darum, ich schiebe alle Riegel vor, und wer dann später heimkommt, mag läuten, so lange er will."

„Das kannst Du auch nicht durchsetzen, Vater."

„Dann übernehme ich auch keine Verantwortung mehr, und überdies habe ich vor, auszuziehen, sobald ich eine andere passende Wohnung finde, ich werde darüber mit Paul berathen, warten kann ich damit nicht, bis wir die Fabrik gebaut haben."

Dora schüttelte ablehnend das Köpfchen, aber sie mußte hinaus, um das frische Weißbrot in Empfang zu nehmen, das der Bäckerjunge jeden Morgen brachte.

Das war rasch geschehen, und das Mädchen trug nun Sorge, das Frühstück auf den Tisch zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Kunst und Leben.

Das Eden-Theater wird nun heute Sonnabend mit einem interessanten und sehr reichhaltigen Programm eröffnet. Die erste Nummer wird eine neue, reizende und melodiöse Operette sein, worauf sich die einzelnen Künstler-Spezialitäten, so die vorzüglichen Instrumentalistinnen und Gymnastikerinnen Matthews, die unübertrefflichen Reckturner Fordham und Fox, die Familie Lenton, der unübertreffliche Jongleur Ernesto ꝛc. dem Publikum vorstellen werden. Lieder und Koupletsänger und andere Kräfte werden das Publikum in heiterer Stimmung erhalten.

Ein Opfer des Aberglaubens. Eine fast unglaubliche Schwindelei wurde, wie aus der Schweiz geschrieben wird, in der thurgauischen Gemeinde Radorf von Katharina Reinhardt, einer Zigeunerin aus dem Elsaß, verübt. Einem Bauer, der eine an Epilepsie leidende Tochter besaß, schwindelte sie vor, dieselbe durch übernatürliche Hilfe heilen zu können. Dazu sei aber viel Geld nöthig, das im Wallfahrtsorte Einsiedeln deponirt werden müßte, später aber doppelt und dreifach wieder zurückgezahlt werden würde. In Vereine mit einem andern Zigeuner, Namens Friedrich Oswald, wußte sie dem Bauer im Laufe eines Jahres 20 000 Franks abzuschwindeln. Der Mann gerieth in Konkurs. Es gelang nun in den letzten Tagen, in Basel eine 29 Köpfe zählende Zigeunerbande zu arretiren, die in verschiedenen Kantonen Verbrechen verübt. Darunter befand sich auch die Reinhardt. Friedrich Oswald hatte mit seiner Bande schon die Schweiz verlassen gehabt, war aber nach Basel zurückgekehrt, um sich nach dem Schicksale seiner verhafteten Genossen zu erkundigen. Dabei wurde er erkannt und arretirt.

Eisenbahnen in Japan. Ueber den Stand des Eisenbahnbaues in Japan, für welche neuestens Deutschland Schienen und Betriebsmaterial liefert, wird gemeldet: Das wichtigste Ereigniß auf dem Gebiete des Eisenbahnbaues war 1885 die Eröffnung der Bahn von Omiya nach Utsunomiya an der Tokio-Takasaki Linie, eine Strecke von 75 Kilometer Länge und Eigenthum der Privatbahngesellschaft Nippon Tetsudo. Der Plan, die beiden Hauptstädte des Reiches, Tokio und Kioto, durch eine Eisenbahn zu verbinden, rückt seiner Vollendung immer näher. Auch von Kioto aus sind die Eisenbahnbauten in den Provinzen östlich vom Biwa-See, nämlich in Mino, Omi und Owari, lebhaft gefördert worden. Die von der Hankai-Tetsudo Kaisha, einer Privatgesellschaft, gebaute Linie Osaka-Sakai, 5 Kilometer, wurde ebenfalls Ende 1885 dem Verkehre übergeben. Es ergiebt sich, daß 1) an Regierungsbahnen im Betriebe sind 365 Kilometer, an Privatbahnen 193,5 Kilometer, zusammen 558,5 Kilometer; 2) an Regierungsbahnen im Bau 110 Kilom., an Privatbahnen im Bau 67 Kilometer, zusammen 177 Kilom.; 3) an Regierungsbahnen trazirt 147 Kilom., an Privatbahnen 249 Kilom., zusammen 396 Kilometer; 4) an Regierungsbahnen projektirt 160 Kilom., an Privatbahnen 542 Kilom., zusammen 702 Kilometer.

Italien.

Die Beziehungen der Curie zu der Regierung des Königs Humbert gestalten sich täglich feindseliger. Der Pontifex scheint wenig oder gar keine Rücksichten gegen dieselbe mehr zu nehmen und hat u. A. den italienischen Oberhirten anbefohlen, ihre Diöcesanen zu ermahnen, Kinder nicht mehr in den staatlichen Schulen unterrichten zu lassen.

Asien.

„R. B." berichtet aus Birma: „Der Dampfer „Kahbyoo" ist nach fünftägiger Fahrt bis über Kendat hinaus vorgedrungen, wo er eine befestigte Position eroberte. Der Führer der Aufständischen und 30 seiner Anhänger wurden zu Gefangenen gemacht. Der Fluß ist stark über seine Ufer getreten, was die Schifffahrt sehr erschwert. — In Beantwortung einer Anfrage Labouchere's im Unterhause konstatirte der Unterstaatssekretär für Indien, Gorst, daß in Birma gegenwärtig 17 364 Mann britischer Truppen stehen. Außerdem ständen in Nieder-Birma 4177 Mann. Etwa Zweidrittel seien eingeborene Truppen. Die Verstärkungen, die im Winter nach Birma dirigirt werden sollen, umfassen 203 Offiziere und 9934 Mann. Die Ausgaben für den Unterhalt der Truppen würden aus den Einkünften Indiens bestritten.

Soziales und Arbeiterbewegung.

Aus der Pfalz. In dem von uns schon erwähnten Handelskammerbericht wird über die Ausdehnung der Arbeitszeit ein Fall mitgetheilt, den der Fürst Reichskanzler vielleicht zur Beachtung nimmt. Es heißt darüber: „Erwähnung verdient, daß in einigen Getreidemühlen mit Wasserbetrieb, besonders dort, wo Kundenmüllerei getrieben wird, die Mühlburschen schon Nachmittags 3 Uhr oder noch früher zur Ruhe kommen; es geschieht dies aber erst nach einer Arbeitszeit von 24 bis 33 Stunden. Auf Befragen über diese lange Arbeitsdauer von 33 Stunden lautete die Antwort: „Der Arbeiter geht Morgens 6 Uhr an die Tour und versieht dieselbe bis nächsten Morgen 6 Uhr, hilft dann an anderer Arbeit bis Nachmittags 3 auch 4 Uhr und hat dann frei bis zum nächsten Morgen. Sonntags hat dieser ganz frei. Zur Entschuldigung solch' langer Arbeitszeit soll nun dienen, daß innerhalb derselben nicht viel schwerere Beschäftigung nöthig und eigentlich nur die Anwesenheit des Arbeiters erforderlich sei, um die Mahlgänge und Siebwerke 2c. zu beobachten und dieselben in Füllung und richtigem Gange zu erhalten. (Der Arbeiter hat also doch nicht blos anwesend zu sein, sondern muß seine volle Aufmerksamkeit auf seine Arbeit verwenden.) In der Zwischenzeit kann der Arbeiter ausruhen, soll aber nicht schlafen. Immerhin aber dürfte trotz der verhältnißmäßig geringen Arbeit öfter eine Uebermüdung und Schlaffheit aus Mangel an genügendem Schlafe eintreten, was bei Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung und bei Beurtheilung von stattgehabten Unfällen nicht außer Acht gelassen werden darf. Auch sollte man denken, daß, wenn ein Mühlbursche von 6 Uhr Morgens bis den andern Tag 6 Uhr, also volle 24 Stunden in der Mühle, obgleich ohne schwere Arbeit, auf den Beinen war, man ihn nicht noch an anderer Arbeit bis Nachmittags 3 oder 4 Uhr beschäftigen, oder dies wenigstens nur bei außergewöhnlichen Vorkommnissen eintreten lassen sollte."

Recht gedrückte Lohnverhältnisse herrschen in einem großen Theil der schweizerischen Industrie, namentlich der Stickerei und Weberei. Durch eine zügellose gegenseitige Konkurrenz der Unternehmer, Ausbeutung der Frauen- und Kinderarbeit und Umgehung der Gesetze, sinken die Arbeitslöhne in erschreckender Weise von Jahr zu Jahr. Für eine Arbeitsleistung in der Stickerei, die im Jahre 1871 mit 54 Cts. bezahlt wurde, werden heute 28 Cts. vergütet. Ein Sticker nebst Fädlerin verdient außerhalb der Zentren der Stickerei im Durchschnitt kaum mehr als 4—4,40 Fr. per Tag, wovon die Gehilfin meist noch 1,65 Fr. erhält. Schiffchenfädlerinnen kommen auf 85 Cts., ein bedeutender Theil der Stickerinnen auf 1,70 Fr. In Webereien beträgt der Verdienst eines Arbeiters an einem Stuhl in 12 Tagen ca. 8 Fr. Um dem Gesetze ein Schnippchen zu schlagen und die wohlfeile Kinderarbeit nach wie vor ausnutzen zu können, versuchte man vielfach unter das Gesetz fallende Etablissements in einzelne Theile zu zerlegen. So hat z. B. eine appenzellische Stickerei ca. 20 Kinder von 10—12 Jahren in einem Zimmer des Wohnhauses des Fabrikanten mit Fabrikarbeit beschäftigt und glaubte nun hier die Kinder dem Blicke des Fabrikinspektors und dem Gesetze entzogen. Diesmal wurde jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Man bedachte nicht, daß das betreffende Zimmer des Wohnhauses zu einem Fabriklokal geworden war, sobald dort Fabrikarbeit hergestellt wurde.

Um freie Ueberfahrt zu gewinnen, bieten sich auf den überseeischen Dampfern bekanntlich vielfach arme, mittellose Leute zur Verrichtung aller Arbeiten an. Anknüpfend an ein paar Selbstmorde und Unglücksfälle solcher bedauernswerther Männer, richtet in der „Frankf. Ztg." ein Leser folgende Fragen an die Schiffsverwaltungen, besonders an den „Lloyd":

1. Ist es wahr, daß solche Unglückliche behufs freier Fahrt von oder nach Amerika die Reise drei Mal machen müssen?
2. Ist es wahr, daß diese Arbeiter 12 Stunden anhaltend Kohlen herbeischleppen und die Feuerung während dieser Zeit unterhalten müssen?
3. Ist es wahr, daß diese Arbeiter in der Regel bis an die Knie im Wasser stehen müssen?
4. Ist es wahr, daß diese Leute bei so schwerer Arbeit eine sehr mangelhafte Kost und nur Wasser als Getränke erhalten? Von welcher Beschaffenheit das „Trinkwasser" auf den Schiffen zu sein pflegt, weiß Jedermann.

Wir wünschen in der That, daß über diese Verhältnisse sehr bald und sehr gründlich Licht verbreitet würde.

hfs. **Zur gegenwärtigen Normal-Arbeitspreis-Tarifbewegung der Berliner Kistenmacher** können wir mittheilen, daß trotz der zu Tage getretenen erfreulichen Bereitwilligkeit der großen Mehrzahl der hiesigen Kistenfabrikanten zur unbedingten Anerkennung des neu geregelten Normal-Arbeitstarifs ein direkter, sofortiger Erfolg der Tarifregulirungs-Bestrebungen dennoch nichts weniger als gesichert erscheine und man sich daher schon jetzt auf alle Eventualitäten vorzubereiten habe, wobei man zuversichtlich erwarten dürfe, von der oben erwähnten, der Tarifregulirung sympathisch gegenüberstehenden Fabrikantengruppe in jeder Hinsicht soweit als thunlich unterstützt zu werden. Die betonte Unsicherheit eines unmittelbaren Erfolges der Tarifregulirungs-Bewegung, d. h. eines Erfolges mit Ausschluß aller und jeder mit gewissen Opfern verknüpften Konflikte und Kämpfe, erklärt sich ganz einfach aus dem Umstande, daß, bei der zur Schleuderkonkurrenz geneigten Haltung eines beträchtlichen Theils der Berliner Kistenfabrikanten und der fast ausnahmslosen Tendenz der kaufmännischen Kundschaft, von dieser Schleuderkonkurrenz zu profitiren und sich dem billigsten Produzenten zuzuwenden, die große Mehrzahl der human gesinnten Kistenfabrikanten ohne ernste Gefährdung ihrer wirthschaftlichen Existenz nicht im Stande sein würde, jenem Drucke der Schleuderkonkurrenz Widerstand zu leisten und ihre (nach dem „neu geregelten" Tarif) erhöhten Lieferungspreise gegenüber der kaufmännischen Kundschaft aufrecht zu halten. Die Kollegen des Berufes, die Berliner Kistenmacher, würden sich daher der Erkenntniß nicht verschließen dürfen, daß sie sich auf Arbeitseinstellungen gefaßt machen müßten und festes, ausnahmsloses Zusammenschließen zu einer großen, mächtigen Gewerkschaftsorganisation, der allgemeine Anschluß an den „Interessenwahrungsverein der Berliner Kistenmacher in diesem Augenblicke mehr als jemals geboten und allein geeignet sei, den Sieg zu verbürgen.

Der Fachverein der Schneider in Altona beschloß, aus dem Zentralverband auszutreten und sich dem Unterstützungsbunde deutscher Schneider anzuschließen.

Die Hamburger Korbmacher beschlossen, in Anbetracht der reichen Obsternte, welche die Nachfrage nach Körben steigern muß, den Lohn für große Sorten Körbe, der bisher 26 Pf. betragen, auf 31 Pf. zu erhöhen, ebenso sollen für große Deckel 2 Pf., für mittlere 1½ Pf. und für kleine 1 Pf. mehr berechnet werden. Eine demnächst stattfindende Versammlung soll über eine Preiserhöhung für Demijohns u. s. w. beschließen. Der neu beschlossene Tarif soll sofort in allen Werkstätten bekannt gemacht und den Meistern vorgelegt werden; falls diese demselben nicht beistimmen, soll von nächsten Montag ab die Arbeit niedergelegt werden.

Die Zwicker der J. Stock'schen Schuhfabrik in Ottensen haben die Arbeit wieder aufgenommen, indem dieselben zu den früheren Bedingungen weiter arbeiten können.

Die streikenden Siemens'schen Glasarbeiter in Dresden-Löbtau schließen einen Aufruf mit folgenden Worten: Wenn im Glashüttenbetriebe ein Glasmacher nicht mehr einen besseren Lohn erzielen kann als in Ziegeleien und bei anderen Arbeiten, so ziehen wir es doch vor, Taglöhnerarbeit im Freien und in anderen Fabriken zu verrichten, als im Glashüttenfache unser Dasein immer mehr zu verkümmern. Auf diesem Standpunkte werden wir verharren und ohne andere, bessere Bedingungen die Arbeit in der Siemens'schen Hütte nicht wieder aufnehmen. Da indeß bei einem großen Theil der noch Arbeitslosen der Mangel bereits fühlbar wird, so appelliren wir an das Solidaritätsgefühl der Arbeiter, uns in diesem ungleichen, uns unnöthig aufgedrungenen Kampfe wirksam unterstützen zu wollen. Geehrte Arbeitgeber, welche gewillt sind, von unsern arbeitslosen Kollegen einen oder mehrere in Arbeit — sei es welcher Art sie wolle — zu nehmen, bitten wir um gefällige Benachrichtigung. Alle Offerten und Mittheilungen sind wie immer an den Vorsitzenden der Lohnkommission Herrn Carl Beutling, Gartenstraße 6, Löbtau, zu richten.

Vermischtes.

Das elektrische Licht und das Auge. Professor Cohn hat vor Kurzem in Breslau einen beachtenswerthen Vortrag gehalten, aus welchem wir nach der „Gaea" folgendes mittheilen: Das diffuse Tageslicht ist den Augen niemals schädlich. Es ist also die Aufgabe der Hygiene, seine Eigenschaften auch beim künstlichen Lichte möglichst nachzuahmen. Es darf daher die künstliche Beleuchtung 1) nicht blendend sein, 2) nicht spärlich sein, 3) nicht die Augen erhitzen und 4) nicht zucken. Nach diesen Beziehungen betrachtete nun der Redner das elektrische Licht.

1) Das Licht soll nicht blenden. Es wäre Tollkühnheit, in den Flammenbogen des Kohlenlichtes ohne ganz dunkle Brille zu blicken. Jede Bogenlampe ist daher mit einer Milchglaskugel umgeben, die freilich 30 Prozent Licht und mehr raubt. In der Regel werden diese Lampen so hoch angebracht, daß Niemand genöthigt ist, in sie hineinzublicken. Keinesfalls ist es rathsam, längere Zeit auf sie zu sehen, da auch durch die Milchglaskugeln hindurch die Flammen das Auge blenden. Ein Auge, das längere Zeit den Edison'schen glühenden Kohlenfaden betrachtet, kann dadurch ebenfalls belästigt werden. — Im Hoftheater in München hat man eine wesentliche Verbesserung der Glühlampen dadurch hervorgerufen, daß man die Glasbirne aus matt geätztem Glase herstellte, so daß das Auge des Beschauers nirgends einen leuchtenden Kohlenfaden, sondern nur ein verschwommenes Bild desselben durch die matte Birne hindurch sieht. Man wird daher weniger von Nachbildern gestört. Bei gleicher Helligkeit einer Gas- und einer Glühlampe ist der Glanz der letzteren doch bedeutend größer, da dieselbe Lichtmenge hier auf einen viel kleineren Flächenraum vertheilt ist. Das Bild, das auf unserer Netzhaut entsteht, wird also beim Glühlicht viel intensiver sein, als beim Gaslicht. Nach den Untersuchungen von Voit und Renk in München ist der Glanz der Glühlampe sieben Mal größer als der eines gleich hellen Gasrundbrenners, und zwölf Mal heller als der eines Schnittbrenners. Das Glühlicht wird also die Netzhaut sieben bis zwölf Mal mehr reizen als die gleich helle Gasflamme. Daher sind eben matte Glasbirnen empfehlenswerth, die freilich 23 pCt. Licht rauben und also größere Glühlampen wünschenswerth erscheinen lassen.

2) Das Licht darf nicht zu schwach sein. Ist dies der Fall, so muß man sich dem Buche zu sehr nähern und läuft Gefahr, kurzsichtig zu werden. In der Regel ist zu geringes Licht bei elektrischer Beleuchtung nicht zu befürchten. Wenn ein Lokal durch Glühlicht nicht genügend beleuchtet ist, müßten eben mehr Glühlampen angeschafft werden. Professor Lunge, Direktor des Laboratoriums in Zürich, hat dem Redner mitgetheilt, daß die dortige Lesegesellschaft das Glühlicht auf einstimmigen Wunsch der Mitglieder wieder abgeschafft habe, da die Beleuchtung zu schwach gewesen; man hätte sonst eine doppelt so starke Maschine aufstellen müssen, als die Erbauer und mit ihnen alle dortigen Professoren der Physik es für nöthig erklärt hatten; dadurch wären aber die Betriebskosten doppelt so hoch als für das Gas gekommen. Eine technische Schwierigkeit, ein nicht zu geringes Licht mit elektrischer Beleuchtung zu liefern, liegt also nicht vor, höchstens eine finanzielle.

3) Das Licht darf nicht die Augen erhitzen. Durch heiße Flammen wird die Feuchtigkeit der Bindehaut des Auges zu schnell verdunstet, es tritt ein Gefühl der Trockenheit im Auge ein; das Auge und der Kopf werden erwärmt, es entsteht Kopfschmerz, der am weiteren Arbeiten verhindert. Professor Cohn hat schon vor mehreren Jahren den Nachweis geführt, daß die Erhöhung der Temperatur 20 Zentimeter von einer Gasflamme entfernt doppelt so groß ist, als 20 Zentimeter von einer gleich hellen Glühlampe. Ferner haben die Untersuchungen von Pettenkofer und Renk in München ganz zweifellos festgestellt, daß bei elektrischem Lichte die Temperatur in den Theatern eine viel geringere ist als bei Gas, daß ferner die Luft weniger Kohlensäure und keine Rauchbestandtheile mehr enthält, und daß ihr nicht mehr so viel Feuchtigkeit beigemischt wird, als bei Gasbeleuchtung. Namentlich beim Lesen und Schreiben muß man dem elektrischen Lichte den unbedingten Vorzug geben.

4) Das Licht soll nicht zucken. Wenn eine Flamme zuckt, so wechselt die Beleuchtungsintensität außerordentlich schnell. Unsere Netzhaut ist aber um so empfindlicher gegen Lichtunterschiede, je bedeutender und rascher dieselben sind. Redner erinnert an die höchst lästige Empfindung, die wir haben, wenn wir an einem Staketzaune vorübergehen, der von der Sonne beschienen wird. Man weiß allgemein, daß man sich erst längere Zeit adaptiren muß, wenn man aus dem Dunkel ins Helle kommt und umgekehrt. Bei den schnellen Zuckungen des elektrischen Lichtes wird die Netzhaut auf das Peinlichste gereizt und die Arbeit auf die Dauer unmöglich. Welche Veränderungen dabei in der Netzhaut vor sich gehen, ist noch nicht festgestellt. Aber das Eine steht positiv fest: das zuckende Licht ist unerträglich. Das sieht man bei flackernden Kerzen und bei offenen Gasflammen. Die Petroleumlampen können nicht zucken, da sie ja stets Zylinder haben müssen. Auch die Albokarbonflammen, welche die Helligkeit des Gaslichtes verdier- und verfechfachen zucken nicht.

Die Vorzüge des elektrischen Lichtes bezüglich der Helligkeit, Kühle, Feuersicherheit und Sauberkeit sind so große, daß es eben nur Aufgabe der Techniker sein muß, den Gang der Dampf-, Gas- und Dynamomaschinen so regelmäßig herzustellen, daß die schädlichen Zuckungen ausbleiben.

Der Münchener Magistrat in Verlegenheit. Aus München wird der „B. L." erzählt: Niemand im Münchener Magistrat habe das in ungarischer Sprache abgefaßte Ofener Einladungsschreiben übersetzen können. Da wandte man sich an die österreichische Gesandtschaft in München mit der Bitte um Uebersetzung des Schriftstückes. Hier wurde nun die überraschende Erklärung abgegeben, daß augenblicklich Niemand auf der Gesandtschaft der ungarischen Sprache mächtig sei! Es soll bereits seit einem halben Jahr daselbst eine geeignete Persönlichkeit fehlen, welche aus dem Ungarischen ins Deutsche zu übersetzen vermag.

Kleine Mittheilungen.

Bern, 23. August. (Ein Bild sozialen Elends.) Aus Krauchthal wird der „Zür. Post" folgendes geschrieben: Im Steinbruch zu Krauchthal hat eine aus sieben Köpfen bestehende Familie, die nächstens einer Vermehrung durch einen neuen Weltbürger entgegensieht, ihre Wohnung aufgeschlagen. Sie hat sich hierzu eine Art Grotte (Einhau in den Steinbruch) ausgewählt und soweit dieselbe zu wenig lang war, einen Verschlag von Brettern, den man ja nicht Hütte nennen darf, angebracht. So ist sie vor Wind und Wetter einigermaßen, vor allfällig eintretender Kälte aber gar nicht geschützt. In diesem Grotteneinhau erblickt man neben einem für die Eltern und das jüngste Kind bestimmten Bett einen länglichen schmalen Strohsack, auf welchem die übrigen vier Kinder Nachts ihr Haupt ausruhen lassen, während der andere Theil ihres Leibes auf bloßer Erde ruht. Ein leider fast leeres „Kleiderschäftli" und ein ungefähr dito angefüllter Küchenschrank bilden das übrige Mobiliar. Gekocht wird auf einem Steinblock, welchen der Vater zu einem primitiven Herd hergerichtet hat. In dieser Weise ist die Familie des Steinhauers Schertenleib seit dem Frühling logirt. Mann und Frau sind aus Krauchthal gebürtig und dieser Gemeinde liegt zum mindesten die moralische Pflicht ob, für eine anständige Unterkunft ihrer Angehörigen zu sorgen; aber weil der Mann angeblich zeitweilig etwas „widerhaarig und ungestüm" ist, wollte Niemand in der ganzen Gemeinde ihn und seine Familie ins Haus nehmen und er war daher genöthigt, sein Lager so halb und halb unter freiem Himmel zu suchen. Vor zirka acht Tagen hat er sich mit seinem bisherigen Arbeitgeber überworfen und daher Krauchthal verlassen. Der Frau, die demnächst ihrer Entbindung entgegensieht und die daher um Unterkunft sich an die Armenbehörde gewendet hat, soll die Antwort geworden sein, daß man schauen werde, wie man ihrem Begehren entsprechen könne. — Wenn das Schauen nur nicht so lange dauert, bis das Kindbett vorüber ist. Die jetzt auch von ihrem Mann verlassene Frau sucht sich mit ihren armen Kindern so gut durchzubringen, als es geht.

Bern, 23. August. Ueber das in unserer letzten Dienstnummer bereits gemeldete Eisenbahnunglück bei Düdingen entnehmen wir der „Zür. Post" noch einige Einzelheiten. Wenige Minuten, nachdem der Zug die Station Schmitten hinter sich hatte, fingen die Wagen an zu rütteln und zu schütteln, sie wurden aus dem Geleise herausgehoben, schienen in den Boden sich eingraben zu wollen, wurden aber quer über die Bahnlinie und zum Theil an die Böschung geworfen. Die Passagiere erlebten schreckliche Momente. In dem einen Wagen ertönten die Worte: „Die Beine auf die Bänke", und Jung und Alt, Herren und Damen, lawen dem Kommando unwillkürlich nach. Dann ein furchtbares Gerassel und der Zug stand still. Die Passagiere stiegen aus, soweit sie hierzu im Stande waren. Und da sahen sie, wie die zwei Gepäckwagen förmlich zermalmt waren. Der erste hatte sich augenscheinlich überschlagen und der zweite sich in ihn hineingebohrt. Vom Gepäck war das meiste gar nicht mehr erkenndar. Die eiserne Barriere war gebrochen, ebenso lagen, zum Theil auf weite Entfernung, Eisen- und Holzstücke herum. Elf weitere Wagen, lauter Personenwagen waren entgleist, und weil die nachfolgenden an den vorderen jeweilen ein Hinderniß in der Vorwärtsbewegung gefunden, standen sie in den verschiedensten Richtungen auf dem Bahngeleise und an der Böschung. Das Ende des Zuges, sieben Wagen, der Postfourgon inbegriffen, hatte sich vom übrigen Theil des Zuges losgelöst und stand unbeschädigt auf den Schienen, ebenso die beiden Lokomotiven. Die eine brauste jedoch bald Düdingen und Freiburg zu, um dort den Vorfall zur Kenntniß zu bringen. Inwieweit Personen verletzt waren, ließ sich nicht sofort genau erkennen. Von verschiedenen Seiten her erschallte Hilfegeschrei. Daß die zwei Zugführer übel davon gekommen, trat sofort zu Tage; dem einen war ein Bein förmlich abgeschnitten und auch der andere war verstümmelt. Die Barrièrenwärterin (auch in der Schweiz benutzt man leider Frauen zum Bahnwärterdienst) lag blutüberströmt am Boden; sie hatte Wunden an der Brust und einen Fuß so verletzt, daß eine Amputation von vornherein sich als nothwendig zeigte. Ein Kindlein, das sie kurz vorher auf den Armen getragen, war vermuthlich durch den Luftdruck in einen nahen Acker geschleudert worden, nahm jedoch keinen nennenswerthen Schaden, eben so wenig ein Kondukteur, der, er weiß nicht wie es gekommen war, plötzlich hinter einer Hecke am Boden lag. Alle aber priesen sich glücklich, daß das Unglück nicht einige hundert Meter vorher, wo die Wagen in die Tiefe hätten kollern müssen erfolgt war und ebenso, daß auch der zweite Wagen hinter der Lokomotive ein Packwagen gewesen. — Verletzt wurden schwer: 2 Zugführer, 1 Barrièrenwärterin, 1 Passagier; leicht: etwa 12 Personen.

Wien, 25. August. Ein Bild gräßlichen sozialen Elends schildert die „N. Fr. Pr." wie folgt: „Dem in der Brigittenau, Jägerstraße 6, wohnhaften Hausirer J. Quadrat sind während einer Woche drei Kinder buchstäblich Hungers gestorben. Die Noth Quadrat's, der selbst krank im Spitale liegt, ist dadurch eine so drückende geworden, daß ihm seit Mai laufenden Jahres der zum Hausiren nothwendige Lizenzschein nicht bewilligt worden war. Quadrat's Gattin, deren jüngstes und jetzt einziges Kind noch an der Brust liegt, ist ohne alle Subsistenzmittel. Die ihr von einigen wohlthätigen Familien zugegangenen Spenden haben wohl genügt, theilweise den Mietbszins zu decken und die bemitleidenswerthe Frau vor der Exmission zu bewahren, allein wenn Quadrat nach seiner Entlassung aus dem Spitale die Bewilligung zum Hausirhandel nicht erhält, sind die Leute wieder dem Elende preisgegeben." — Gewiß ein deutlicher Fingerzeig für unsere Gesetzgeber.

Milwaukee, 11. August. Als gestern gegen den Anarchisten Heinrich Dampf, der vor mehreren Wochen wegen Theilnahme am „Riot" schuldig gesprochen worden, das Erkenntniß gefällt werden sollte, war er nicht im Gerichtssaale anwesend. Seine Bürgschaft von 500 Dollar wurde daher für verfallen erklärt und ein Hilfssheriff zu seiner Verhaftung ausgesandt. Der Beamte fand Dampf in Racine und trat mit ihm die Reise nach Milwaukee an. Kaum hatte sich der Zug in Bewegung gesetzt, so sprang Dampf von der Plattform des Wagens herab und lief in den Fluß. Der Beamte folgte ihm aber und nöthigte ihn durch die Drohung, ihn zu erschießen, wenn er sich nicht ergäbe, zurückzukommen.

Rom, 20. Aug. (Schiffsbrand.) Im Arsenal von Castellamare bei Neapel brach heute in dem Baugerüst des Schiffes „Umberto" eine Feuersbrunst aus, welche den Hintertheil des Schiffes zerstörte. Der dadurch angerichtete Schaden wird auf 800 000 Franks geschätzt.

Triest, 25. August. Von gestern Mittag bis heute Mittag sind hier 4 Personen an der Cholera erkrankt und 1 Person gestorben.

Verantwortlich für den politischen Theil und Soziales **Max Schippel**, für Vereine und Versammlungen **F. Tutzauer**, für den übrigen Theil der Zeitung **R. Cronheim**, sämmtlich in Berlin.
Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.
Hierzu eine Beilage.

Beilage zum Berliner Volksblatt.

Nr. 200. Sonnabend, den 28 August 1886. III. Jahrg.

Die bulgarischen Wirren.

Den Anspruch, die erste authentische Darstellung der Entthronung des Fürsten Alexander zu sein, erhebt folgender Bericht des „Pester Lloyd“:

Das fürstliche Palais in Sofia (der renovirte, ehemalige Konak) ist ein schmucker, einstöckiger Bau. Hinter demselben befinden sich große Gärten, vor demselben ein niedriges Gebäude für die Palastwache. Im ersten Stock des Palais sind die Empfangssäle, das Arbeits- und das Schlafzimmer des Fürsten, im Parterre liegen die Zimmer der Suite des Fürsten und seines Bruders, des Prinzen Franz Josef. Ich selbst befand mich in der Nacht vom Freitag auf den Samstag in Herrengesellschaft, und es war zwei Uhr nach Mitternacht, als wir den Heimweg antraten, der uns am Palais des Fürsten vorbeiführen sollte. Vorbeiführen sollte — denn wie wir uns dem Palais näherten, hörten wir plötzlich den gleichmäßigen Schritt einer anmarschirenden Truppe. Bald darauf entstand ein dumpfes Gepolter auf der Schloßwache und ein schrecklicher, markerschütternder Angst- und Hilferuf durchzitterte die Stille des heraufdämmernden Morgens. Dann war Alles wieder still — todtenstill, denn etliche Wachsoldaten, die Widerstand leisten wollten, waren ermordet worden, die übrigen ließen sichs gesagt sein und fügten sich lautlos. Es waren ein Bataillon — wenn ich nicht irre, das Bataillon von Küstendil — und zwei Kompagnien, gebildet aus den Zöglingen der Junkerschule, welche hier aufmarschirten und alle Zugänge zum Schlosse besetzten. Das war zu dieser Zeit überhaupt die ganze Besatzung von Sofia, denn alle übrigen Truppen waren in den letzten Tagen nach Slivnica verlegt worden, theils um daselbst größere Uebungen vorzunehmen, theils aber auch vorsichtshalber und der „serbischen Rüstungen“ wegen. Wie es sich nämlich jetzt herausstellt, sind schon seit Wochen systematisch falsche „vertrauliche“ Berichte der bulgarischen Regierung zugemittelt worden, des Inhalts, Serbien rüste im Geheimen und „beabsichtige einen plötzlichen Ueberfall“. Diese fortwährenden Verdächtigungen Serbiens führten zu dem ersehnten Ziele der Zankowisten: die bulgarische Hauptstadt wurde von Truppen entblößt und nur das eine Bataillon, dessen Kommandeur Gruew, ein junger, ehrgeiziger Streber, mit Zankow und dem Metropoliten Clement im Einverständnisse war, blieb in Sofia zurück. Während alle Eingänge und Stiegen des Schlosses besetzt wurden, erwachte auf das Geräusch ein Hofbeamter, der im Parterre schlief. Dieser hatte kaum einen Blick in den Hofraum geworfen, als ihm die Situation vollkommen klar wurde. Es muß bemerkt werden, daß der Fürst am Freitag Vormittag einen anonymen Brief erhalten hatte, der ihn warnte und ihm das ganze Komplott mittheilte. Der Fürst, dessen Unerschrockenheit bekannt ist, lachte über die Drohung, las sie seinen Vertrauten und seinem Bruder vor und — warf das Schreiben in den Briefkorb. Der Beamte stürzte sofort in das Zimmer des Prinzen Franz Josef, dieser trat in den Hof hinaus und den Verschworenen entgegen, es entspann sich ein heftiger Wortwechsel, der so laut geführt wurde, daß Fürst Alexander durch denselben geweckt wurde und wenige Minuten später bereits, nur halb angekleidet, im Hofe an der Seite seines Bruders erschien. „Was geht da vor?“ war seine Frage. Die gebieterische Gestalt des Fürsten und seine Ruhe machten einen imponirenden Eindruck auf die Verschwörer, die sich unwillkürlich verneigten und beim Erscheinen des Fürsten verstummten. Gruew, der mit zwei Offizieren in vorderster Reihe stand, nahm nun das Wort und setzte in ruhigem und gemessenem Tone dem Fürsten auseinander, „daß das Wohl Bulgariens seine Abdankung erheische“. Der Fürst wies diese Zumuthung kurz zurück, ohne sich übrigens in irgend einen Austausch der Meinungen mit den Verschwörern einzulassen. Gruew wurde darauf dringender, wies beim Fenster auf die vor dem Schlosse aufmarschirte Truppe hin und sagte, „die ganze Armee“ verlange stürmisch die Abdankung des Fürsten und den Schutz des Zars aller Russen, den er — der Fürst — „so schwer beleidigt“ habe. Der Hinweis auf die unten aufgestellte Truppe, der Anblick der hoffnungsvollen militärischen Jugend Bulgariens, die ihren ersten Schritt ins junge Leben mit dem Verrathe ihres Kriegsherrn begann, der persönlich ihre Bildungsanstalt geschaffen und eingerichtet, übte auf den Fürsten eine erschütternde Wirkung aus. Die Stirne auf die Glasscheibe gelehnt, blickte Fürst Alexander einen Moment sinnend zum Fenster auf die Truppe hinaus, dann wandte er sich um und sagte nicht ohne Weichheit in der Stimme: „Wohlan, verfassen Sie die Abdankungs-Urkunde, ich werde sie unterschreiben. Wenn mich meine Truppen verlassen und die Offiziere und Soldaten im Stiche lassen, die ich zum Siege geführt, dann habe ich in diesem Lande nichts weiter zu suchen. Schreiben Sie was Sie wollen, aber schnell!“ — Dann verließ der Fürst das Vestibül des Parterres, in welchem diese Szene stattgefunden, und schritt die Treppe zum ersten Stock hinauf, wo sich das Schlafzimmer befand, um sich völlig anzukleiden. Die Verschwörer hatten aber die Abdankungs-Urkunde schon fertig in der Tasche. Sie folgten daher dem Fürsten auf dem Fuße, ließen ihn nicht mehr aus den Augen und legten ihm oben im Zimmer das Aktenstück zur Unterschrift vor. Der Fürst durchlas schweigend die Urkunde und schrieb mit sicherer Hand darunter: „Alexander. Gott schütze Bulgarien!“ Darauf wurde dem Fürsten in sehr dringlicher Weise nahegelegt, sofort abzureisen. Inzwischen war das ganze Bataillon in kleine Wachabtheilungen aufgelöst worden, welche die öffentlichen Gebäude und jene Häuser besetzten, in denen die Minister, die distinguirteren Fremden und die bekannteren Anhänger Karawelow's wohnten. Aus diesen Häusern wurde Niemand herausgelassen, nicht einmal die Dienstboten, die in der Frühe Wasser holen wollten, und Niemand wurde in dieselben hineingelassen. Gleichzeitig durchzogen Patrouillen die Straßen und trieben alles Volk, das sich zeigte und das keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, in die Kirche. Jedem in die Kirche Eintretenden wurden von eigens dazu aufgestellten Leuten 1—2 Rubel in die Hand gedrückt. Besonders guten Eindruck machte dieser Vorgang auf die „Milchmeier“ und Landleute der Umgebung, die mit ihren Produkten auf den Markt gefahren kamen und sehr angenehm überrascht waren, als sie Geld erhielten, ohne Waaren absetzen zu müssen. Vor 5 Uhr hielt der Metropolit einen Gottesdienst ab, wobei er den Gläubigen verkündete, „Gott habe das bulgarische Volk von dem Prinzen Battenberg erlöst und es wieder dem Schutze des mächtigen Zars aller Russen gnädigst zugeführt“. Nach dem Gottesdienste gab die kleine Truppe vor der Kirche drei Salven ab, um das freudige Ereigniß zu feiern. Diese Salven weckten erst die bessere Bevölkerung, die erstaunt auf die Straße eilte und sich nicht zu fassen vermochte, als sie erfuhr, der Fürst habe abgedankt, sei bereits abgereist und eine „neue Regierung“ sei gebildet. Die Volksmenge wurde inzwischen zum russischen Konsulat getrieben. Dieses ist ein einstöckiges Haus mit einem Balkon. Auf dem Balkon standen Bogdanoff, der russische Konsularverweser, zu seiner Rechten Metropolit Klement, zu seiner Linken Zankow, im Hintergrunde hielt sich Gruew. Der Metropolit erhob beide Arme, sagte, er wolle das Volk segnen und dieses kniete nieder, um den geistlichen Segen zu empfangen. Die Agitatoren riefen inzwischen ihr „Urah“, flehten Bogdanoff um Hilfe an, welche dieser im Namen des Zars auch zusagte. So verliefen die Dinge und nur wenige Leute hatten eine Ahnung von der Wahrheit, und daß es nur eine Handvoll Menschen gewesen war, welche das Ganze arrangirten. Erst viel später, im Laufe des Tages, als allmälig die Wahrheit offenbar wurde, kam das Publikum zur Besinnung und verfluchte offen die Missethäter, die den Fürsten verjagt hatten.

* * *

Allem Anschein nach befindet sich der bulgarische Fürst nunmehr bereits in Breslau. Die „Wiener Allg. Zeitung“ meldet nämlich unter dem 26. d. M. von der Grenzstation Podwolocz̧ska: Heute früh 9½ Uhr sind mit dem Kurierzug Fürst Alexander und Prinz Franz Joseph eingetroffen und haben die Reise nach Lemberg fortgesetzt, von wo sie nach 24stündigem Aufenthalt die Weiterreise nach Breslau antreten werden. Fürst Alexander soll unterwegs schlecht behandelt worden sein. In Rußland wurde ihm ein Separatzug, um den er bat, von dem Generaldirektor Witte auf höheren Auftrag verweigert. Nach Podwolocz̧ska begleiteten ihn der Vizegouverneur Arstneff, Major von Oglis und ein russischer Geheimpolizist. Aus Lemberg traf der Kommissär Meidingen ein.

Die neuesten Telegramme lauten: Wien, 27. August. Die „Polit. Korresp.“ meldet, eine im Slivno stattgehabte, von ca. 10 000 Personen besuchte Versammlung habe sich in feierlicher Weise für den Fürsten Alexander ausgesprochen und dies den Vertretern der Mächte in Bukarest mitgetheilt. Eine in Kazanlik stattgehabte Volksversammlung habe den Kaiser Alexander telegraphisch ersucht, Bulgarien sein Wohlwollen zu erhalten. Die aus Petersburg hierauf eingetroffene Antwort habe gelautet, dieses Wohlwollen sei den Bulgaren sicher, falls dieselben die Ordnung aufrecht erhielten, worin sie von den russischen Agenten unterstützt würden. In Sofia sowohl wie in dem ganzen Lande herrsche vollkommene Ruhe.

* * *

Wien, 27. August. (Privat-Telegramm des „Berl. Tagbl.“) In hiesigen maßgebenden militärischen Kreisen verlautet, im Falle eines russischen Einmarsches in Bulgarien wäre das Vorrücken österreichischer Truppen ins Limgebiet zu gewärtigen. Darin und nicht in der Annexion Bosniens bestände die Kompensation für Oesterreich.

Kommunales.

w. **Städtische Briefbestellung.** Die durch das Zentralbureau des Magistrats bewirkte städtische Briefbestellung hat für das erste Halbjahr 1886 folgendes Resultat ergeben: Es sind von den gegenwärtig angestellten städtischen 18 Briefboten befördert worden in Summa 255 409 Briefe, und zwar 42 544 Briefe mit und 212 865 Briefe ohne Zuschlagsurkunde und von der Stadtpost 14 788 Briefe. An Bestellgeld erhielten die Briefträger für einen Brief mit Zustellungsurkunde 4 Pf., für einen einfachen Brief 2½ Pf., während dieselben bis zu Anfang dieses Jahres für letztere Briefe nur 2 Pf. erhielten. Die Gesammtausgabe für die Boten, einschließlich die täglichen Diäten für jeden Arbeitstag von 2 M. für den Mann, betrug 11 956,61 M., durchschnittlich hatte demnach ein jeder Bote für den Arbeitstag einen Verdienst von 4,59 M. Wenn die angegebene Beförderung der Briefe durch die Post allein bewirkt worden wäre, so hätte die Stadtgemeinde eine Ausgabe von 21 279,25 M. zu tragen gehabt. Demnach ist durch die städtischen Briefboten der Betrag von 9322,64 M. für das erste Halbjahr erspart worden.

w. **Die Verlegung des Stettiner Bahnhofes**, welche von vielen Bewohnern der nördlichen Stadttheile als ein dringendes Bedürfniß anerkannt wird, scheint nicht stattfinden zu sollen. In der schon lange schwebenden Frage betreffend die Beseitigung der Uebelstände, welche in Folge der Niveau Uebergänge über die Geleise der Stettiner Bahn in Bezug auf den Straßenverkehr bei der Garten- und Liesenstraße bestehen, ist neuerdings beim Magistrat ein Schreiben der Eisenbahnverwaltung eingegangen. Danach ist eine Verlegung des Personen- und Güterverkehrs der Stettiner Bahn weder nach dem Hamburger noch nach dem Lehrter Bahnhof angängig, doch soll sich ergeben haben, daß die Herstellung einer Unterführung der Garten- und Liesenstraße bei mäßiger Hebung der Geleise der Stettiner Bahn möglich ist. Daneben ist beabsichtigt, die jetzige Linie der Stettiner Bahn aus der Völker- und Grünthalerstraße unter Aufhebung des Niveauüberganges der Badstraße zu beseitigen und dafür neue Geleise zu verlegen. Die Stadtgemeinde wird sich zunächst über die Projekte selbst, sowie über ihre grundsätzliche Betheiligung an den voraussichtlich nicht unerheblichen Kosten zu äußern haben.

w. **Endlich!** Die Neue Berliner Pferdeeisenbahn-Gesellschaft scheint nun ernstlich daran zu denken, ihren vertragsmäßigen Verpflichtungen der Stadtgemeide gegenüber in Bezug auf die Herstellung der sehr wichtigen Pferdebahnstrecke vom Alexanderplatz nach der Müllerstraße nachzukommen. Nach einem Schreiben derselben an den Magistrat, beabsichtigt dieselbe, den Bau der Bahn, da es zur Zeit nicht möglich ist, denselben vom Alexanderplatz auszuführen, von der Rochstraße an in Angriff zu nehmen. Leider dürften diese Arbeiten, wegen der vorgerückten Jahreszeit in diesem Jahre nicht mehr zur Ausführung gelangen.

Lokales.

Paragraph Elf! Es ist nicht jener bekannte und anheimelnde Paragraph, den bisweilen lustige Zechbrüder zur Beschönigung ihrer Trinklaune anziehen, den wir hiermit meinen, sondern der ominöse Paragraph des Reichspreßgesetzes, welcher von den „Berichtigungen“ handelt, und den uns Frau Rosa

Höhere Zwecke.

Mittelalterliches Kulturbild aus Schweden von August Strindberg.

Autorisirte Uebersetzung von Jens L. Christensen.

(Fortsetzung.)

Der Sommer verstrich den Glücklichen wie ein schöner Traum, der sie vollständig vergessen ließ, daß das Erwachen zur grausamen Wirklichkeit immer näher rückte.

Mittlerweile war der Inhalt des päpstlichen Sendschreibens auch der Gemeinde zur Kenntniß gekommen. Sie nahm dasselbe mit einer gewissen Schadenfreude auf, denn einestheils gönnte man seinen geistlichen Beherrschern gern ein bißchen Fegefeuer, anderntheils hoffte man aber auch, daß sich jetzt die Gehalte der Geistlichen vermindern würden, da letztere nunmehr keine Familie zu ernähren brauchten. Und schließlich befanden sich in der Gemeinde auch noch einige Fromme, welche jede Anordnung des Bischofs oder gar des Papstes als ein direktes Gebot des Himmels betrachteten. Sie diskutirten die Frage von vorn und von hinten und einigten sich jedesmal in der Ueberzeugung, daß der Bund zwischen einem Priester und seinem Weibe eine der himmelschreiendsten Sünden sei. Diese Frommen hatten erwartet, das Pfarrhaus gleich nach der Verkündigung des Dekretes gesäubert zu sehen, und als nun der Geistliche keine Miene machte, der Verfügung nachzukommen, begannen sie zu murren. Und als nun gar der Blitz in den Kirchthurm einschlug, wurde das Murren immer lauter. Und dann kam der Herbst und brachte eine Mißernte. Kein Zweifel, daß daran einzig und allein die Sündhaftigkeit des Priesters die Schuld trug! Die Frommen thaten sich zusammen und schickten eine ausgewählte Schaar nach dem Pfarrhause, wo dem Geistlichen eröffnet wurde, daß man das Sakrament nicht von ihm annehmen werde, so lange er noch in der Sünde verbleibe. Sie erklärten ihm, daß, wenn das Pfarrhaus bis zum Sylvester nicht gesäubert sei, so würden sie es mit Feuer und Schwert reinigen.

Herr Peter verschloß sein Ohr nicht diesen Mahnungen, und bald schien eine sonderbare Veränderung mit ihm vor sich gegangen zu sein. Er ging öfter in die Kirche, als es nöthig war, und blieb dort oft bis zum späten Abend. Gegen seine Frau wurde er verschlossen und kalt, und es schien ihm fast unangenehm zu sein, wenn er mit ihr zusammentraf. Die Kinder hielt er oft stundenlang auf dem Schoße und herzte und küßte sie, ohne ein Wort zu sagen.

Zur Martinsmesse im November kam der Diakonus des Domkapitels auf Besuch. Er hatte eine lange Unterredung mit Herrn Peter, und von nun an wurde er noch kälter und abstoßender. Die Frau sagte nichts dazu, aber sie sah, was da kommen würde. Ihr Stolz verbot ihr, eine Annäherung zu versuchen, und als der Mann seine Mahlzeiten allein einzunehmen begann, trafen sie sich nur noch selten. Seine Gesichtsfarbe wurde aschfahl, und die Augen sanken ihm immer tiefer in den Kopf hinein; er aß niemals zu Abend, und während der Nacht schlief er auf bloßer Erde unter einem Seehundsfell.

Es wurde Weihnachten. Herr Peter kam eines Abends, zwei Tage vor dem Christabend, in die Stube und setzte sich an den Kamin. Seine Frau flickte die Kleider der Kinder. Eine zeitlang herrschte eine unheimliche Stille; endlich sagte der Mann:

„Die Kinder müssen etwas zu Weihnachten haben. Wer soll zur Stadt fahren?“

„Ich, sagte die Frau, „aber ich werde die Kinder mitnehmen. Du bist doch damit einverstanden?“

„Ich habe zu Gott gebetet, daß dieser Kelch an mir vorübergehen möge, aber er hat mich nicht erhört, und ich habe ihm gesagt: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“

„Bist du sicher, daß du seinen Willen kennst?“ fragte die Frau muthlos.

„So sicher, wie ich dessen sein kann!“

„Dann reise ich morgen zu meinen Eltern, welche mich erwarten,“ sagte die Frau mit tonloser, aber fester Stimme.

Der Geistliche erhob sich und eilte so schnell hinaus, als ob er sein Todesurtheil empfangen. Der Abend war knirschend kalt, die Sterne flammten an dem blaugrünen Himmel und die schneebedeckte Ebene lag endlos vor dem eilenden Wanderer, dessen Weg direkt auf den Nordstern loszugehen schien. Er wanderte und wanderte, fort, fort; er kam sich vor wie ein angebundenes Pferd, das immer im Kreise herumläuft, aber von der Leine immer zurückgehalten wird. Er ging an erleuchteten Häusern vorbei und sah, wie man scheuerte und fegte, kochte und buk für die herannahende Weihnachtszeit. Und die Gedanken an seinen eigenen Christabend wurden bei ihm wach. Er dachte sich sein Heim leer, ungeheizt, ohne Licht, ohne sie, ohne die Kinder. Die Füße brannten ihm, aber der Körper fror. Er ging und ging, ohne zu wissen wohin. Endlich stand er vor einem Hause. Die Fensterladen waren verschlossen, aber ein Lichtstrahl drang heraus und warf auf den Schnee einen schwefelgelben Schein. Er ging näher und legte das Auge an die Spalte. Vor ihm lag ein Zimmer, dessen Bänke und Tische mit Kleidern, mit Kinderwäsche, Strümpfen und Tüchern belegt waren. Eine Kiste stand geöffnet, und an dem Deckel hing ein weißes Kleid, dessen schlanke Taille seine Aufmerksamkeit fesselte. War es ein Todtenkleid oder ein Brautkleid? Wie eigenthümlich, daß man Todte und Bräute auf dieselbe Weise kleidet? An der Wand zeichnete sich ein Schatten ab; bald war er so lang, daß er sich oben an der Decke umbrach, bald kroch er auf den Fußboden hinunter. Schließlich befand er sich auf dem weißen Gewande. Ein kleiner Kopf mit einer Morgenhaube zeichnete sich scharf auf dem weißen Hintergrunde ab. Diese Stirne, diese Nase, diesen Mund hatte er früher gesehen. Wo war er? Der Schatten verschwand in die Kiste hinein, und in das Gesichtsfeld des Geistlichen trat ein Gesicht, so schmerzerfüllt, so bleich, daß es unmöglich einer Lebenden angehören konnte. Es sah ihm in die Augen, daß sie ihm wie Feuer brannten, und er fühlte, wie ihm die Thränen die Wange hinunterliefen und den Schnee auf dem Fensterbreite schmolzen. Und dann wurden die Blicke drinnen so weich, so flehend, daß er die selige Katharina zu sehen glaubte, wie sie den Kaiser Decius um Gnade anrief. Ja gewiß, sie war es, und er war der Kaiser. Ob er sie erhörte? Nein; „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“, sagt die Bibel, und „Himmel und Erde werden vergehen, aber

Büge im Gefühle sittlicher Entrüstung und gekränkter Unschuld drohend entgegenhält. Der Rathgeber der Frau Rosa Büge scheint mit den Bestimmungen des Preßgesetzes nicht ganz vertraut zu sein, trotzdem wollen wir hier von Formfehlern und Aeußerlichkeiten absehen und nach dem Grundsatz: „honneur aux dames" Frau Rosa Büge mit ihrer Berichtigung zum Worte zulassen. Frau Büge schreibt: „Auf Grund des Preßgesetzes ersuche ich Sie hierdurch mit Bezug auf den Nr. 198 Ihres Blattes aus der Hamburger „Bürger-Ztg." über mich aufgenommenen Artikel folgende Berichtigung zu bringen. 1. Ich habe nicht versucht, hinterrücks meine Sonderabsichten durchzusetzen, sondern stets nur die mir zur Ausführung übertragenen Maßnahmen vollzogen. 2. Habe ich die Gelder den Beschlüssen gemäß verwendet, was ich jederzeit beweisen kann. 3. Verfolge ich keine Privatspekulation, sondern lediglich die Interessen der Mäntelnäherinnen, und 4. Stehe ich mit keinen politischen Personen in Verbindung, auch mit dem Hofprediger Stöcker nicht." Soweit die „Berichtigung". Im Uebrigen glaubt Frau Rosa Büge oder ihr wohlbekannter Hintermann uns vielleicht durch eine Drohung in Schrecken setzen zu können, denn sie fügt fürchterlicher Weise ihrem Skriptum noch folgende dunkle Worte hinzu: „Weitere Schritte behalte ich mir vor und bemerke nur noch, daß die Hetze gegen mich mir jetzt zu viel wird." Frau Büge mag thun und lassen, was sie will, wir sehen „ihren weiteren Schritten" mit dem Gefühl totalster Gleichgiltigkeit entgegen. Es kann uns das aber nicht verhindern, den „berichtigenden" Redensarten der Frau Büge gegenüber unsere Ansichten über die Sache voll und ganz aufrecht zu erhalten, und vor Allem wird durch die Redereien der Frau Büge an den klaren und sachgemäßen Ausführungen der Hamburger Arbeiterin nichts geändert. Es ist doch sicher daß Frau Büge öffentlich zu Sammlungen aufgefordert hat, sie wird sich also auch dazu verstehen müssen, öffentlich Rechenschaft über die Verwendung der eingegangen Gelder abzulegen. Wir finden in dieser Forderung nichts Auffälliges, befremdlicher erscheint uns dagegen der Umstand, daß von Frau Büge so gut wie keine Anstrengungen gemacht werden, eine öffentliche Versammlung abhalten zu lönnen, in welcher man sich über Verbleib und Verwendung der von der Allgemeinheit beigesteuerten Beträge einigen und auseinandersetzen kann. Mit den gedrechselten Redensarten wird Frau Büge die berechtigte Entrüstung der Geber und Geberinnen nicht beschwichtigen können; die Arbeitergroschen sind eben nicht dazu da, um einzelnen Personen bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu verschaffen. Sie sollen und müssen, wie von uns in Uebereinstimmung mit dem Hamburger Arbeiterblatt betont wurde, im Interesse und zum Besten der Allgemeinheit verwendet werden, im anderen Falle thut Jeder besser daran, seine Groschen in der Tasche zu behalten. Die ganze Spekulation war durchaus nicht in unschlauer Weise eingeleitet worden; wer sich aber in die Oeffentlichkeit wagt, der muß es sich gefallen lassen, daß sein Thun und Treiben auch öffentlich kritisirt wird. Für derartige Manöver, wie sie von Frau Büge und Kompagie entrirt wurden, giebt es im gewöhnlichen Leben eine ganz andere Bezeichung, und wahrscheinlich werden wir uns in Zukunft auch nicht geniren, das Kind beim rechten Namen zu nennen. Wir werden dann sehen, ob wir oder die antisemitischen Inspiratoren der Frau Büge vor der Oeffentlichkeit Stand halten.

Das Gerücht von dem Rücktritt des Polizeipräsidenten von Richthofen, welches gestern von einigen Blättern kolportirt wurde, wird allseitig und entschieden dementirt.

Mit schlichtem Abschied. In dem Prozesse gegen einen berüchtigten Kurpfuscher, William Becker in Moabit, welcher zu einem Jahr Gefängniß verurtheilt wurde, jedoch unter Aufopferung einer Kaution von 10 000 M. nach Amerika entflohen ist, spielten u. a. drei praktische Aerzte als Beckers „Assistenten" eine wenig beneidenswerthe Rolle. Zwei davon gehörten bis jetzt dem Militärverbande an, und zwar der eine als Stabsarzt der Landwehr im Reserve-Landwehr-Regiment (1. Berlin) Nr. 35, der andere als Assistent der 2. Klasse der Reserve in demselben Regiment. Beiden Aerzten ist jetzt, wie das „Militär-Wochenblatt" meldet, der schlichte Abschied ertheilt worden.

Ein Fundbureau ist gleichzeitig mit der Eröffnung der Jubiläums Kunstausstellung errichtet worden. Es ist unglaublich, was alles in der Ausstellung verloren wird. Wenngleich eine Unzahl von Gegenständen den Eigenthümern hat wieder ausgehändigt werden lönnen, so befinden sich daselbst dennoch einige hundert derselben, welche bis jetzt noch nicht reklamirt worden sind. Unter anderen sind noch vorhanden: zwei goldene Armbänder mit Granaten besetzt, 8 silberne Armbänder, theils mit Steinen versehen, theils mit Emaille ausgelegt, ca. 10 goldene und silberne Halsketten, Kreuze, Medaillons in allen Arten und Formen; Busennadeln, Ringe, Berloques, goldene Haarnadeln u. s. w.; ferner drei Fächer, von denen einer sich durch Kostbarkeit auszeichnet, eine vollständige Garnitur von Spazierstöcken, zwei Operngucker, Zigarrentaschen mit und ohne Füllung, Notizbücher, Handarbeiten, Damentaschen und — ein Gebiß mit acht Zähnen. Selbstverständlich fehlt auch ein ganzes Handschuhlager, Shlipse, Hals- und Taschentücher nicht.

In der Bülowstraße, von der Potsdamerstraße bis zum Dennewitzplatz, hat man nunmehr auch mit dem Bau der Pferdebahn begonnen, nachdem jenseits der Bahnunterführung im Zuge der York- und Gneisenaustraße schon vor einigen Tagen der Anfang mit dem Legen der Geleise gemacht war. Die Schienen kommen ohne Schwellen auf eine Kiesbettung zu liegen und sind durch eiserne Spannbolzen verbunden. Um seitliches Ausweichen zu vermeiden, werden außerdem noch Hakennägel untergeschlagen.

Eine neue und keineswegs zu billigende Spielerei hat sich unsere Straßenjugend ersonnen. An mehreren Stellen, namentlich aber in der Jüdenstraße, amüsirt sich eine Anzahl kleiner Burschen dadurch ganz ungeheuer, daß sie Kupferhüte auf die Geleise der Pferdebahn legen, die dann beim Herüberrollen der Wagen laut aufknallen. Die Kutscher, welche zum ersten Male die mit Kupferhüten belegten Schienen befuhren, vermutheten Unfälle an den Wagen und brachten diese durch Anziehen der Bremse eiligst zum Halten. Wenn diese neue Spielerei auch ziemlich ungefährlich ist, so sollte man sie doch nicht dulden, namentlich sollten Händler den Knaben keine Zündhüte verkaufen.

Pseudo-Hundefänger, mit Schild und Marken versehen, treiben in letzter Zeit wieder in den Straßen Berlins ihr Unwesen. Sie machen ihr Geschäft in der Weise, daß sie die in der Drahtschlinge gefangenen Hunde dem rechtmäßigen Eigenthümer gegen die Hälfte des fiskalisch festgesetzten Strafgeldes von 3 Mark wieder zurückgeben. Im Interesse der Hundebesitzer liegt es, darauf aufmerksam zu machen, daß über das Strafgeld eine Quittung auszustellen ist, und daß man stets gut thun wird, die Bezahlung des Geldes nur auf dem nächsten Polizeibureau, wohin die richtigen Abdeckereigehilfen zu folgen verpflichtet sind, vorzunehmen.

Vom Sonnenstich getroffen und sofort getödtet wurde, wie uns geschrieben wird, vorgestern Mittag ein Komptoirdiener C. Gast in der Strelitzerstraße. Derselbe befand sich gerade auf einem Geschäftsgange, als er vor dem Hause Nr. 9 der genannten Straße plötzlich ohnmächtig zusammenbrach. Passanten schafften den Bewußtlosen in den Flur eines Hauses, wo derselbe jedoch bereits nach wenigen Minuten, trotz aller angewandten Belebungsversuche verstarb. Die Leiche wurde auf Anordnung der Polizeibehörde nach dem Leichenschauhause geschafft. Ein zweiter Fall von Hitzschlag ereignete sich auf dem Tempelhofer Felde. Ein junger, anscheinend dem Arbeiterstande angehöriger Mann wurde dort gegen 9 Uhr früh in bewußtlosem Zustande auf dem Felde liegend gefunden. Augenzeugen requirirten schleunigst eine Droschke, um den Ohnmächtigen nach der kgl. Charitee zu schaffen. Auf dem Wege dorthin verstarb der Unbekannte bereits, so daß man die Leiche nach dem Leichenschauhause schaffte. Ueber die Personalien des Verstorbenen war nichts festzustellen.

Zwei hoffnungsvolle Knaben. Am Dienstag, den 24. d. M., holten zwei ungefähr 12jährige Knaben Hobelspähne aus der Kellerwerkstatt von Ering u. Krause, Stallschreiberstraße 29. Bei dieser Gelegenheit nahmen sie während der Vesperzeit zwei Uhren und zwei Kreditmarken, wie dieselben von Schankwirthen ausgegeben werden, im Werthe von je 1 M. 50 Pf. mit sich. Als am Donnerstag Abend mehrere Gesellen, darunter auch die bestohlenen, bei dem Schankwirth Klose beim Abendbrot saßen, erschien dort einer der Knaben und wollte die Marke gegen baares Geld umwechseln. Man nahm den Knaben fest und entdeckte denn auch, daß man einen der jugendlichen Diebe vor sich habe. Es ergab sich, daß die gestohlenen Gegenstände in dem Hause Stallschreiberstraße 28 im Keller versteckt waren. Der andere Knabe wohnt in der Alten Jakobstraße. Die Polizei wurde von der Sache in Kenntniß gesetzt.

Unsere Hofmusik liegt gar sehr darnieder. Ueberall hängt auf dem Hausflur die ominöse Tafel mit der Inschrift: „Hausiren, Musiziren u. s. w. ist hier verboten." Da hätte ein armer Leiermann, so erzählt das „B. T." der doch zu Grunde gehen müßte, „wenn er das bischen Musik nicht verstände", gar schlechte Tage, wenn er seine Kunst nicht an den Grenzen der Stadt ausüben dürfte, wo die Hauswirthe duldsamer und die Leute für seine Musik empfänglicher sind. So erscheint auf einem Hofe im Norden unserer Stadt, wo freie Kunstausübung gestattet ist, regelmäßig am Sonnabend Abend ein Drehorgelspieler, der — unglaublich, aber wahr! — von der gesammten Hausbewohnerschaft sehnsüchtig erwartet wird. Sein Kasten ist nicht von der kleinen, mißtönenden Sorte, sondern er ist von kräftiger Stimme, hat einen dröhnenden Baß, wie man ihn etwa bei den Orgelwerken der Karoussels findet, und vor allen Dingen besitzt er ein ungemein reichhaltiges Repertoire. Kaum sind die ersten Töne eines Walzers verklungen, so erscheint ein kleiner Junge und setzt eine schäumende kleine Weiße auf den Kasten nieder, welche der Vater, der dicke Kellerwirth „gestiftet" hat. Der Künstler dreht mit der linken Hand weiter, setzt mit der Rechte das Glas an und thut einen kräftigen Zug. Nun entwickelt sich ein wirklich liebliches Bild. Die auf dem Hofe spielenden Kinder ordnen sich zu Paaren und beginnen zu tanzen. Von den Nachbarhöfen kommen neue Paare und häufig genug tanzen zwanzig und mehr Paare um den glücklich lächelnden Leiermann. Jetzt eine Pause! Ein Ruck an der Walze! „Na, so woll'n wir noch einmal, woll'n wir noch einmal" erschallt es aus fünfzig frischen Kinderkehlen. Sämmtliche Hofbewohner liegen in den Fenstern und erfreuen sich an dem fröhlichen Treiben ihrer Sprößlinge. Nun folgt eine Polka, dann ein Rheinländer, und wer gern wissen möchte, wo die Kinder des Volkes ihre Tanzschule besuchen, der kommt auf diesen Hof und sehe sich die graziösen Bewegungen der kleinen Mädchen von vier und fünf Jahren an. In der nächsten Pause regnet es aus allen Fenstern kleine Münzen herniederwelche von den Kindern gesammelt und dankbaren Herzens ihrem Spielmann zugetragen werden.

Zum Kapitel der Nahrungsmittel-Verfälschung. Im Februar d. J. wurde dem Bundesrathe ein Gesetzentwurf vorgelegt, wonach im Handel die Kunstbutter als solche bezeichnet werden muß. Inzwischen ist behördlicherseits in verschiedenen Gegenden mit Maßnahmen gegen die in den Handel kommende schlechte Naturbutter vorgegangen worden. So z. B. wurde für die Stadt Breslau eine Polizeiverordnung erlassen, wonach die Butter nicht mehr als 3 pCt. Salz und höchstens 15 pCt. Wasser enthalten darf. Leider sind Kochsalz und Wasser die regelmäßigen Fälschungsmittel für die Butter, die auf den Markt kommt, und viele Hausfrauen wissen dies entweder nicht, oder legen kein Gewicht darauf. Gab doch selbst ein bedeutender Butterhändler Berlins vor einiger Zeit in einer öffentlichen Empfehlung seiner „garantirt reinen Naturschmalzbutter, frei von allen fremden Beimischungen, mit einem Butterfettgehalte von ca. 98—99 pCt." zu, daß jede andere Naturbutter einen Fettgehalt von nur 60—70 pCt. habe. Hier ist der Betrügerei Thür und Thor geöffnet. Der Chemiker Julius Erdmann machte bereits vor ungefähr 10 Jahren hierauf aufmerksam, indem er schrieb: „Ein größerer Werth sollte auf den Fettgehalt der Butter gelegt werden. Hat man eine wohlschmeckende Butter nicht theuer bezahlt, so ist man über den Einkauf sehr zufrieden, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, wieviel Prozent an reinem Fett in der gekauften Waare vorhanden sind . . . Kaufen z. B. die Hausfrauen Butter, die nur 80 pCt. an Fett enthält, so bezahlen dieselben für Wasser, Käsestoff und Salz eine nicht unerhebliche Summe, wofür sie bei der Verwendung von Butter nicht den geringsten Vortheil haben, da hierbei nur der Fettgehalt in Frage kommt." Nur bei Annahme eines bestimmten Grenzwerthes in Bezug auf den Gehalt an reinem Fett in der Handelsbutter ist es möglich, den Betrügereien Halt zu gebieten; denn der Verkäufer der in seiner Butter 20 bis 25 pCt. Wasser hat, hält sich ebenso wenig für einen Betrüger wie derjenige, der nur 10 bis 20 pCt. Wasser darin hat. Es muß eine Grenze festgesetzt werden, wo die Reellität aufhört und die Betrügerei ihren Anfang nimmt. Die Strafkammer in Glogau hat jüngst eine Gutsbesitzerin wegen Verfälschung von Butter durch übermäßige Beimischung von Salz zu einer Woche Gefängniß und einer Geldstrafe von 100 M. verurtheilt.

Ganz ohne Exzeß ist es (so berichtet die „Staatsb. Ztg.") an dem Hauptfesttage des Stralauer Fischzuges auf dem Festplatze nicht abgegangen. In einer der Schaubuden hatte der Besitzer „ein Wunderkalb mit 6 Beinen, 4 Augen und 4 Ohren" ausgestellt. Nach seinen Anpreisungen zu urtheilen, mußte das Kalb ein lebendes sein. Ein Trupp Viehtreiber zahlte das Eintrittsgeld von 10 Pf., und es wurde ihnen ein kaum kenntliches Präparat einer Mißgeburt gezeigt. Sie machten ihrem Unmuth durch Worte Luft; als aber der Besitzer der Bude ihnen mit Grobheiten antwortete, stemmten sie die Schultern gegen die Bude, und bevor Hilfe herbeikam, lag diese im Grase. Der Mann mußte sein Präparat schleunigst in eine Kiste packen und den Festplatz verlassen.

Meine Tante — deine Tante. Die Kriminalpolizei hatte Kenntniß davon erhalten, daß in einem Gartenlokal in der Waßmannstraße eine Gesellschaft sich ziemlich regelmäßig in eine Laube hinter der Kegelbahn zum Zwecke des Tempelspiels zurückzieke. Gestern wurde die Spiel Gesellschaft, welche wiederum fast ausschließlich aus Bäckern bestand, von Polizeibeamten bei „meine Tante, deine Tante" überrascht. Zwei stellenlose Bäcker, welche bereits wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels bestraft sind, wurden verhaftet, die übrigen entlassen.

Ein noch unaufgeklärter Todesfall setzte am gestrigen Morgen die Bewohner des Hauses Büschingstraße 26 in Aufregung. Die in dem genannten Hause bei einer unverehelichten G. in Chambregarnie wohnende ca. 20jährige Marie Pr. wurde gestern früh von ihrer Zimmervermiethe in plötzlich todt im Bett liegend gefunden. Da ein scheunigst herbeigerufener Arzt nur den bereits eingetretenen Tod, nicht aber die Todesursache selbst festzustellen vermochte, so wurde die Kriminalpolizei benachrichtigt und auf deren Anordnung die P. behufs gerichtlicher Obduktion nach dem Leichenschauhause geschafft.

Ueber den Mordanfall des Tischlers Adolf Sp. in dem Hause Hildegardstraße 6 und 7 bezw. Rosenstraße 1 wird uns noch von dem Kaufmann E. B., welcher bei der Aufnahme des Sp. zugegen war, folgendes mitgetheilt: Herr B. war am fraglichen Abend bei seinen in der Rosenstraße 1 wohnenden Eltern zum Besuch. Als er das Haus gegen 1/2 9 Uhr verlassen wollte, hörte er plötzlich lautes Hilferufen und ging demselben nachgiebig, kam ihm ein förmlich von Blut triefender Mann entgegen, den Herr B. sofort für einen Mörder hielt. Er besaß Kourage genug, den Mordverdächtigen von hinten am Kragen zu fassen und drei Männer, darunter einen Schutzmann, um Beistand herbeizurufen, welche vor der Hausthüre standen. Als mit deren Hilfe der Verdächtige aktionsunfähig gemacht worden war, suchte man an ihm nach einer Mordwaffe und fand dann auch, mit der rechten Hand festgehalten, im Aermel versteckt, ein noch blutiges aufgeklapptes Taschenmesser mit einer weißen Hornschale, mit dem er die Bluttat

---

meine Worte werden nicht vergehen." Keine Gnade! Aber er konnte diesen Blick nicht aushalten; wenn er stark bleiben sollte, mußte er gehen. Er ging in den Garten, wo sich der Schnee über seine Blumenbeete gelegt hatte, so daß sie aussahen wie Kindergräber. Wer wohl in diesen kleinen Gräbern liegen mochte? Seine Kinder! Seine frischen, heiteren Kinder, die er Gott hatte opfern müssen, wie einst Abraham den Isaak. Aber Abraham kam mit dem Schreck davon! Glühend schoß ihm das Blut durch die Adern. Fieber pochte an seine Schläfen. Er ging aus dem Garten hinaus und kam auf den Hofplatz. Hier stieß er gegen einen ungeheuren Sarg, einen Sarg für zwei Personen. Doch nein, es war ein Bett, bedeckt mit frischgefallenem Schnee, so weiß wie Eiderdunen und so warm wie die Federn eines lebenden Vogels. Ein jäher Zorn erfaßte ihn; er taumelte, er biß in die Bettstelle wie ein Hund, wenn es ihn in den jungen Zähnen juckt. Dann watete er weiter durch den tiefen Schnee und stieß auf eine kleine Tanne. Das war ein Christbaum; um einen solchen wollen seine Kinder getanzt haben, wenn sie noch gelebt hätten! Nun war es vorbei mit seinem Restchen Vernunft. Er wendete sich dem Kirchhofe zu und brach mit der Kraft eines Wahnsinnigen eine junge Linde ab. Mit dieser als Waffe griff er die Grabkreuze an, welche sich seiner Phantasie als eine Heerschaar darstellten, die mit ausgestreckten Armen gegen ihn anrückte. Sie wichen nicht, aber er ging vor, wie der Tod mit seiner Sense, und er ruhte nicht eher, bis er jedes zu Boden gestreckt hatte, so daß das Feld mit Splittern bedeckt war.

Aber seine Kräfte waren noch nicht erschöpft. Jetzt wollte er auch die Todten und Verwundeten zusammentragen und die Leichen plündern. Bürde auf Bürde stapelte er unter einem Fenster der Kirche auf. Als er damit fertig war, rüttelte er an dem Thor der Kirche. Es war verschlossen. Da kletterte er hinauf und stieg durch das Fenster in die Kirche hinein.

Im Innern war sie vollständig erleuchtet durch ein Nordlicht, welches ihm bis dahin durch das hohe Dach verdeckt worden war. Ein neues Gefecht gegen die angreifenden Betstühle, welche er in einen Haufen Holzstücke verwandelte. Seine Blicke wendeten sich dann dem Hochaltar zu, wo über der Leidensgeschichte Gott der Vater auf einer Wolke thronte. Der Wahnsinnige kreuzte die Arme über der Brust und betrachtete spöttisch den strengen Mann dort oben.

„Komm' herunter, du!" schrie er. „Komm herunter, wir wollen 'mal sehen, wer am stärksten ist."

Als seine Herausforderung nicht angenommen wurde, nahm er ein Stück Holz und warf es gegen das Bild. Er traf ein Gypsornament, welches krachend herunterfiel und eine Wolke von Staub emporwirbelte.

Noch einen Holzklotz und noch einen! Seine Fehlwürfe steigerten die Raserei immer mehr. Die Wolken, auf welchen Gott thronte, stürzten unter Hohngelächter hernieder. Stück für Stück, und endlich fiel auch das schwere Bild mit schrecklichem Krach auf den Altar herab, wo es im Fallen alles zerbrach.

Da aber wurde der Rächer vom Schreck geschlagen, und er sprang eiligst zum Fenster hinaus.

* * *

Am Morgen des Tages vor Weihnachten hatte ein Gemeindemitglied in der Gegend des Pfarrhauses merkwürdige Dinge gesehen. Ein Schlitten mit einer Frau, zwei Knaben und einem Knechte war in größter Hast vorwärtsgefahren. Außerhalb des Dorfes war ihnen der Priester nachgelaufen gekommen und hätte aus Leibeskräften geschrien, daß der Schlitten anhalten sollte. Dieser aber hätte seinen Weg fortgesetzt, bis man ihn nicht mehr gesehen. Der Priester aber war in eine Schneewehe hingefallen, die geballte Faust gegen den Himmel erhoben.

Einige Stunden später wußte man zu berichten, daß der Priester an einem hitzigen Fieber bedenklich erkrankt sei und daß der Teufel, aus Wuth darüber, daß der Diener des Herrn im Kampfe mit ihm den Sieg davongetragen, die Kirche in der entsetzlichsten Weise verwüstet hätte.

Und um hinein kommen zu können, hätte er vorher alle Kreuze auf dem Kirchhofe zerbrochen. Alles dieses übernommenen stellte nicht allein das Ansehen des Herrn Peter wieder her, sondern verlieh ihm sogar noch einen gewissen Heiligenschein.

Die Frommen aber waren nunmehr zufrieden, denn sie wußten, daß der Geistliche nur in Folge ihrer Dogmatik Sieger geblieben war.

Drei Monate lag er krank darnieder — erst im April durfte er wieder ausgehen. Er war alt geworden; das Gesicht war scharfkantig, die Augen hatten ihren Glanz verloren, der Mund war halb geöffnet, der Rücken gebeugt. Auf der Südseite des Hauses hatte er sich eine Bank errichten lassen; dort saß er und sonnte sich, versunken in Träumereien von der Vergangenheit, die jetzt für ihn umsoweniger Wirklichkeit besaß, als er noch immer nichts von seinen Lieben erfahren hatte.

Und dann kam der Mai mit Blumen und Vogelgesang. Herr Peter ging in den Garten und sah, wie das Unkraut wucherte. Seine geliebten Blumen waren erfroren, denn Niemand hatte sich im Winter um sie gekümmert. Es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, die Rabatten umzugraben und etwas Neues zu säen; er hatte ja jetzt keinen, den er damit erfreuen konnte. Er ging an den Zaun heran und überblickte die Landschaft. Die Ebene lag so sonnig da, das Flüßchen plätscherte so munter; er betrachtete die tänzelnden Wellen und empfand plötzlich einen unwiderstehlichen Drang, ihnen zu folgen bis hinaus ins große Meer. Er band den Kahn los, setzte sich hinein und ließ sich von der Strömung treiben. So vergingen ein paar Stunden.

Plötzlich verspürte er den frischen Duft von knospenden Birken und blühenden Frühlingsblumen. Er sah sich um; die Ebene war zu Ende, und er befand sich am Fuße des kleinen Birkenhügels.

(Schluß folgt.)

that begangen hatte. Er äußerte beim Vorfinden des Messers: „Wenn ich gewollt hätte, so hätte ich Ihnen das Messer in die Brust gestoßen.“ Bei den vergeblichen Versuchen, ihm das krampfhaft festhaltende Messer zu entwinden, sagte Specht: „Ich möchte mir noch einen Schnitt (wohl in die Pulsadern) beibringen.“ Das Messer hielt Sp. so krampfhaft fest, daß der Schutzmann es der Hand nur mit Anwendung äußerster Gewalt entwinden konnte. Erst nach seiner vollständigen Fesselung gelang die Ueberführung nach der Polizeirevierwache. Bei diesem grausigen Attentat erlebten die Augenzeugen wieder einen schönen Beweis der Mutterliebe. Während man noch mit der Festnahme des Thäters beschäftigt war, erschien auf der Treppe die über und über mit Blut bedeckte Frau Specht und bat um schleunige Herbeirufung eines Arztes für ihre Tochter, welche „gestochen worden sei“. Die arme Frau mußte ihre letzte Kraft zusammengenommen haben, sich aus der Stube zu schleppen. Wie wir hören, ist ihr Zustand ein sehr trauriger, jener der Tochter dagegen giebt zu keinen ernsten Besorgnissen Veranlassung.

Schlimme Folgen hatten für den neunjährigen Sohn eines hiesigen Buchhalters die dummen Streiche des Knaben während seines Ferien-Aufenthaltes in der Nähe von Königs-Wusterhausen. Der unternehmende kleine Berliner stattete den in seiner Nachbarschaft belegenen Gärten häufige Visiten ab, wobei Kirschen, Stachelbeeren und andere Sorten des damals reifen Obstes eine besondere Anziehungskraft auf ihn ausübten, und einer der Gärten, dessen Obst ihm ausnahmsweise wohlgefiel, hatte sich solcher heimlichen Besuche besonders oft zu erfreuen. Der kleine Spitzbube hatte ermittelt, daß die Mittagszeit besonders günstig zu seinen Diebereien sei und er nutzte diese Gelegenheit nach Möglichkeit aus, bis die leeren Stellen an den Bäumen und Sträuchern den Eigenthümer energisch aufforderten, sein Besitzrecht zu wahren. So nahte denn eines schönen Mittags das Verhängniß. Als unser kleiner Modjöh wieder die unteren Zweige eines Kirschbaumes erfaßt hatte, um sich hinauf zu schwingen, traf den in dieser Situation am meisten exponirten Körpertheil der schlagfertige Peitschenstiel des Eigenthümers des Gartens, der den kleinen Räuber, irgendwo versteckt, erwartet hatte, der nun zum Garten hinausgeprügelt wurde. Als unmittelbare Folge dieser Affäre stellte sich bei dem Knaben eine Lähmung des Schließmuskels am Darmausgange ein, so daß bei ihm beständige Unreinlichkeit eintrat und er aus dem Ferien-Aufenthalt nach Berlin in die Kur gebracht werden mußte, die dann auch von gutem Erfolge gewesen ist. Nunmehr verlangt aber der Vater des Knaben von dem Eigenthümer den Ersatz der aufgewendeten Kurkosten, und hatte einen hiesigen Rechtsanwalt mit den erforderlichen Schritten beauftragt. Dieser schrieb an den Eigenthümer, um ihn, zur Ersparung von Kosten, zur Abschließung eines Vergleiches in dieser Angelegenheit zu veranlassen. Der biedere Landmann aber wollte davon nichts wissen. Er erschien dieser Tage im Bureau des Rechtsanwaltes und lehnte jeden Vergleich ab. Wenn jeder Landmann — meinte er — der einmal einen Jungen aus seinem Garten hinausprügelt, dafür Kurkosten zahlen sollte, dann müßten die Gartenbesitzer sämmtlich bankrott machen. Auf das Urtheil der Berliner Doktors gäbe er gar nichts. Wenn diese die wahre Ursache der Krankheit des Knaben hätten finden wollen, dann müßten sie einmal zu ihm kommen sollen und die Verheerungen ansehen, die der Junge in seinem Obst angerichtet habe. Das viele in der Eile genossene Obst sei die Ursache der Krankheitserscheinung. „Wat geht mir den Jungen sein Schließmuskel an“ schloß der Landmann seine Vertheidigung und verließ mit gehobenem Rechtsbewußtsein das Bureau des Anwalts.

Das Tragen der Blumen am Gürtel, statt, wie früher, am Busen, scheint bei unseren Damen sich immer mehr einzuführen; recht zahlreich begegnet man in den Straßen dieser neuen Art der Dekoration der Garderobe und es ist nicht zu leugnen, daß diese neue Mode bescheidener und weniger herausfordernd auf den Beschauer einwirkt, als die frühere Tracht. Die Neuerung ist berlinerischen Ursprungs und wäre recht erfreulich, wenn unsere Damen, wie in diesem Falle, so in zahlreichen anderen Fällen sich entschließen könnten, den tollen Modelaunen der Pariserinnen entgegen, für ein weniger Aufmerksamkeit erregendes Aeußere in ihrer Toilette zu sorgen. Neben der Frauen-Emanzipation könnte den Damen ein bischen Mode-Emanzipation nichts schaden; vielleicht geht Beides Hand in Hand.

Ein Brand in einem Spähnekeller, Reichenbergerstraße Nr. 130, war gestern kurz vor der Mittagsstunde ausgebrochen, entwickelte einen kolossalen Qualm, wodurch die Orientirung anfänglich äußerst erschwert wurde. Das durch zwei Spritzen zugegebene Wasser schaffte jedoch bald etwas erträglichere Luft und dadurch die Möglichkeit zum Eindringen in den Brandherd. Die Dämpfung war demnächst nur noch eine kurze Frage der Zeit, dagegen nahm das Herausschaffen des verbrannten Kellerinhalts bei dem großen Vorrath eine fast zweistündige Arbeit in Anspruch. Gefahr war übrigens, sowohl für die Bewohner als auch für das Gebäude, von vornherein ausgeschlossen. — Ausnahmsweis recht umfangreich gestaltete sich ein am Mittwoch Abend gegen 10 Uhr im Hause Spittelmarkt 11 entstandener Gardinenbrand, indem durch die entflammten Gardinen gleichzeitig die Inbrandsetzung der Mobilien, Thüren und Fenster des betroffenen Wohnzimmers hervorgerufen wurde. Das Löschgeschäft konnte trotzdem ohne Inanspruchnahme einer Spritze erledigt werden.

Ein ungetreuer Wärter. Am 17. d. M. verunglückte der Hofschneidermeister K. beim Besteigen der Pferdebahn auf dem Potsdamerplatz und wurde in Folge einer Verletzung nach dem Elisabethkrankenhause gebracht. Als K. dort die Besinnung wieder erlangt hatte, vermißte er eine Geldrolle, die in einer inneren Westentasche gesteckt und etwa vierhundert Mark in Goldstücken enthalten hatte. Da am folgenden Tage ein Hilfswärter M. sich unter dem Vorwande, daß er seine Schwester in Stettin besuchen wolle, heimlich aus dem Krankenhause entfernt, richtete sich der Verdacht gegen ihn und fand auch volle Bestätigung bei der gestern erfolgten Verhaftung des M. In dem Besitze des letzteren wurde indeß nur noch ein Geldbetrag von etwa einer Mark vorgefunden, das übrige Geld hatte er zum Ankauf verschiedener Gegenstände verwendet.

Gemäß den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts sind in der Zeit vom 8. bis 14. August cr. von je 1000 Bewohnern, auf den Jahresdurchschnitt berechnet, als erkrankt gemeldet: in Berlin 29,7, in Breslau 32,5, in Königsberg 31,0, in Köln 28,4, in Frankfurt a. M. 18,5, in Wiesbaden 21,8, in Hannover 23,4, in Kassel 17,0, in Magdeburg 28,0, in Stettin 34,0, in Altona 30,8, in Straßburg 30,2, in Metz 19,3, in München 32,0, in Nürnberg 27,2, in Augsburg 28,9, in Dresden 23,3, in Leipzig 27,5, in Stuttgart 20,5, in Karlsruhe 20,4, in Braunschweig 26,9, in Hamburg 25,9, in Wien 23,0, in Pest 33,4, in Prag 28,9, in Triest —, in Krakau 27,5, in Basel 15,5, in Amsterdam 22,8, in Brüssel 31,2, in Paris 22,5, in London 18,9, in Glasgow 19,1, in Liverpool 23,4, in Dublin 20,8, in Edinburg 17,2, in Kopenhagen 22,3, in Stockholm 23,4, in Christiania 21,8, in St. Petersburg 28,9, in Warschau 33,7, in Odessa 37,5, in Rom 18,5, in Turin —, in Venedig 29,0, in Madrid —, in Alexandria 57,3. Ferner in der Zeit vom 18. bis 24. Juli cr.: in New York 34,3, in Philadelphia 24,6, in Baltimore 26,5, in San Franzisko —, in Kalkutta —, Bombay 23,9, in Madras 34,3.

Markthallen-Bericht von J. Sandmann, städtischem Verkaufsvermittler, Berlin, Zentral-Markthalle, den 27. August. Geräucherte Fische. Rheinlachs 2,50—2,90 M., Weser-und Ostseelachs 1,20—1,40 M., geräucherte Aale 70—100 bis 130 Pf. pr. Pfd., großer Delikatessaal 1,50 M., Flundern, kleine 2,75—350, mittel 4,50—8 große 12—20 M. per Schock, Bücklinge, per 100 Stück 4,60 bis 6,75 M. Dorsch 3—10 M. Sprotten 0,50 per Pfund.

Seefische. Lachs 1,10 bis 1,20 bis 1,30 Mark, Zander, große, 90 Pf., Hecht 50—65 Pf., Steinbutte 70—80 Pf., Seezunge, große 1,00—1,10 M., mittel 60—70 Pf., Schollen 10 bis 25 Pf., Schellfisch, große 20 Pf., Kabeljau 20 Pf. per Pfund, Makrelen 40—60 Pf. pro Stück

Lebende Fische. Aal, mittelgroß 80—95, große 1,10 M., Hecht 80 Pf., Schleie 90 Pf. per Pfund.

Krebse. Kleine, 10 cm. 1,00—1,50 M., mittel 2—4 M., große 8—12 M. per Schock. Hummern 1,50—1,75 M. per Pfund.

Wild und Geflügel. Rehe 55—65, Hirsche 30—45, Wildschwein 25—30 Pf. pr. Pfd., wilde Enten 0,80—1,20 M., junge Gänse 3,00—5,00 M., junge Enten 1—1,50—2,00 M., junge Hühner 0,45—0,80 M., Tauben 30—45 Pf. per Stück, Poularden 4,50—7 M., alte Hühner 1,10—1,40 M., Rebhühner, junge 80—90 Pf., alte 60—70 Pf., Wachteln 50—80 Pf.

Butter. Frische feinste Tafelbutter 2c. 112—115, feine Gutsbutter I. 100—110, II. 90—98, III. 75—85, Landbutter I. 83—88, II. 65—75 M. Galizische und andere geringste Sorten 55—66 M. p. 50 Kilo.

Käse. Echter Emmenthaler 73—80, Westpreuß. Schweizerkäse I. 55—60 M., II. 48—50 M., III. 40—45 M., Quadratbackstein I. fett 22—25 M., II. 14—18 M., Tilsiter Fettkäse 45—56—60 M., Tilsiter Magerkäse 18—23 M., Limburger I. 30—35 M., II. 20—25 M., Ramadour 30—36 M., rheinischer holländer Käse, 20—22 Pfd. schwer, 45—58 M., echter Holländer 65 M., Edamer I. 60—70 M., II. 56—58 M., französischer Neufchateller 18 M. per 100 Stück, Camembert 8,00—8,50 M. per Dtzd., Harzer 2 Schockkiste 4 M.

Eier. 2,50 M. per Schock.

Blumen und Blätter. Lorbeerblätter 4 M. per 10 Pfundkorb.

Gemüse und Obst. Weintrauben 40—50 Pf. per Pfd., Preißelbeeren 8—10 M. per Ctr., Karotten 2,50—5 M. per 100 Kilo, Wirsingkohl 2—3 M., Roth- und Weißkohl, große Köpfe 3—4 M. per Schock, Blumenkohl 10—15 M., Erfurter 15 bis 20—25 M. pr. 100 Stück, Kartoffeln, weiße runde 3,00 M., Nierenkartoffeln 3,00 M., rothe 2,80 M., blaue 3,00 M. pr. 100 Kilo, Pflaumen 4—15 M., Birnen 5—20 M., Aepfel 5 bis 20 M., Zwiebeln 2,00—3,50 M. per Ztr., Zitronen, Ausschußwaare, 9 M. pr. Kiste von 260 bis 300 Stück, neue saure Gurken 2 M. per Schock. Melonen 30 Pf. pr. Pfd. Ananas 2—2,50 M. pr. Pfd., getrocknete Morcheln 2,50 M. per Pfd., getrocknete Steinpilze 6,50 M. per Pfd., Tomaten 25—30 M. per Ctr.

Polizeibericht. Am 26. d. Mts., Vormittags, fiel der Hausdiener Gast in der Strelitzerstraße plötzlich nieder und verstarb bald darauf in dem Flur eines nahegelegenen Hauses, wohin er gebracht worden war, wahrscheinlich am Schlagfluß. — Gegen Mittag fiel ein 7 Jahre alter Knabe, als er auf der Schillingsbrücke von einem vorüberfahrenden Wagen Stroh herabziehen wollte, so unglücklich nieder, daß er überfahren und an der linken Hand und dem linken Unterschenkel schwer verletzt wurde und mittelst Droschke nach der elterlichen Wohnung gebracht werden mußte. — Zu derselben Zeit gerieth in der Stalitzerstraße ein 3 Jahre altes Mädchen durch eigene Schuld unter die Räder eines Arbeitswagens und wurde durch Ueberfahren auf der Stelle getödtet. — An demselben Tage, Abends, wurde ein Herr in seiner Wohnung in der Kronenstraße todt im Bette liegend vorgefunden. Da auf dem Tisch neben dem Bett ein Weinglas mit dem Rest einer Lösung von Kali-Chlorikum stand, so ist anzunehmen, daß derselbe sich vergiftet hat. — Zu derselben Zeit entstand in der Schankwirthschaft von Lezgad, Kastanien-Allee 47, beim Abziehen von Spiritus durch unvorsichtiges Umgehen mit Licht Feuer, welches sich in kurzer Zeit über die dort lagernden Branntweinfässer verbreitete und die Thätigkeit der Feuerwehr fast eine Stunde in Anspruch nahm. Die Eigenthümerin der Schankwirthschaft wurde dabei an den Händen leicht verletzt. — Ebenfalls am Abend machte ein Dienstmädchen den Versuch, sich am Humboldtshafen zu ertränken; es wurde von einem Schiffer aus dem Wasser gezogen und nach der Charitee gebracht.

Gerichts-Zeitung.

† **Daß trotz der Kontrole**, trotz der peinlichsten Untersuchung das Publikum nicht sicher ist, im Schweinefleisch, auch wenn es den renommirtesten Geschäften entnommen ist, gesundheitsgefährliche Parasiten mitzuerhalten, bewies eine Verhandlung, die gestern gegen den Hofschlächtermeister Hefter wegen Verstoßes gegen das Nahrungsmittelgesetz vor der 89. Abtheilung des hiesigen Schöffengerichts stattfand. In seinem Geschäft in der Leipzigerstraße hatte Jemand einen rohen Schinken gekauft, der ihm bei näherer Betrachtung zu Hause verdächtig vorkam. Der Schinken wanderte zur Revierpolizei, und die Vermuthung des Käufers, daß Finnen in ihm enthalten seien, fand ihre Bestätigung durch die Untersuchung, die der Kreisthierarzt Dr. Wolf vornahm, und die das Vorhandensein großer Mengen dieser schädlichen Parasiten ergab. Nun wurde gegen Hefter Anklage erhoben. Außer den Sachverständigen, welche die Staatsanwaltschaft vorgeladen hatte, waren auch von Seiten der Vertheidigung einige Sachverständige zur Stelle gebracht worden. Die Beweisaufnahme gestaltete sich für den Angeklagten günstig. Es wurde von verschiedenen Seiten bestätigt, daß Hefter es an der erforderlichen Sorgfalt bei der Untersuchung des Fleisches nicht fehlen läßt. Außer den vom Gesetz vorgeschriebenen Untersuchungen werden die im Geschäft befindlichen Fleischwaaren von einem Gesellen jeden Mittwoch und Sonnabend sorgfältig mikroskopisch besichtigt. Ein Sachverständiger, Schlächtermeister Burg, erklärte, wie trotz dieser Untersuchungen jede Gefahr noch nicht beseitigt wäre; es fänden sich zuweilen mitten im Muskelfleisch des Schweines Finnennester, die nur dann entdeckt werden könnten, wenn beim Zerschneiden des Fleisches ein solches Nest getroffen würde. Die einzige Sicherheit hiergegen sei nur, daß das Fleisch in Scheiben zerschnitten, untersucht und dann erst in den Verkauf gebracht würde. Nur so sei jede Trichinen- oder Finnengefahr ausgeschlossen. — Der gerichtliche Sachverständige Dr. Wolf vertrat die Ansicht, daß die Untersuchung, die an jedem Mittwoch und Sonnabend ein Geselle an den Fleischvorräthen des Hefter'schen Geschäfts vornehmen müsse, vollkommen nutzlos und überflüssig erscheine, wenn man bedenke, daß jährlich allein zirka 50 000 Schinken von Hefter verkauft würden. — Zu einer Entscheidung gelangte die Sache nicht, da der Gerichtshof auf Antrag des Vertheidigers, Rechtsanwalt Wreschner, beschloß, den Termin zu vertagen, damit durch Vernehmung weiterer Zeugen der Nachweis geführt werde, daß der von dem Kreisthierarzt untersuchte Schinken auch wirklich der aus dem Hefter'schen Geschäft entnommene sei.

† **Eine vollständige Bettstelle mit Sprungfedermatratze** ist gerade kein Diebstahlsobjekt, sollte man meinen; und doch hatte sie der Kohlenhändler Adolf Brösicke sich auf die Schulter gepackt und war im Begriff, die Treppe eines Hauses in der Zimmerstraße mit ihr hinabzusteigen. In jenem Hause waren schon einige Bodendiebstähle vorgekommen, ohne daß es gelungen war, den Dieb, der alles zu stehlen schien, was ihm in die Hände gerieth, von der werthlosen Holzliste bis zum Papagetäfig, zu erwischen. Da hörte eines Abends die Tochter einer Mietherin, der Wittwe Glor, ein verdächtiges Geräusch auf der Treppe. Sie trat mit einem Lichte in der Hand hinaus und sah, wie ein Mann mit einer Bettstelle vom Boden herunter kam, die sie als ihrer Mutter gehörig erkannte. Der Dieb versuchte sich nun durch Kaltblütigkeit zu retten. Er setzte die Bettstelle nieder und lief die Treppe wieder hinauf in die Dunkelheit hinein. Nach einiger Zeit kam er mit Zylinder und schwarzem Rock bekleidet zurück und dachte unerkannt an dem Mädchen vorüber zu kommen. Fräulein Glor machte aber Lärm und Brösicke wurde verhaftet. Gestern stand er vor der zweiten Ferienstrafkammer unter der Anklage des schweren Diebstahls. Seine Ausrede, daß er im Auftrage des „großen Unbekannten“ die Bettstelle fort transportirt habe, fand keinen Glauben. Sein Wagen stand überdies nicht vor dem Hause, sondern einige Häuser weiter. Das Urtheil lautete, da mildernde Umstände angenommen wurden, nicht auf Zuchthaus, das der Staatsanwalt für den Einbruchsdiebstahl beantragt hatte, sondern auf 1½ Jahr Gefängniß.

† **Ein fünfzehnjähriges Mädchen**, Martha E., stand gestern vor der zweiten Ferienstrafkammer unter der Anklage des Diebstahls. Der Sachverhalt ist sonderbarer Natur. In dem Hause, in dem die Eltern der E. wohnen, hat eine Wittwe P. eine Kellerwohnung inne. Die Wittwe geht jeden Morgen zeitig in die Arbeit und ist genöthigt, ihre beiden Kinder, von denen das eine ½ Jahr, das andere 2 Jahre alt ist, der Obhut einer Nachbarin anzuvertrauen. So ließ sie auch am 5. Mai d. J. die beiden Kleinen schlafend zurück, verschloß ihre Wohnung und gab den Schlüssel der Nachbarin mit der Bitte, von Zeit zu Zeit nach den Kindern zu sehen. Als die Nachbarin gegen 9 Uhr die Wohnung betrat, traf sie zu ihrem Erstaunen die Martha E. an, die sich mit dem kleinsten Kinde zu thun machte. Auf die erstaunte Frage, wie sie denn hier hineingekommen wäre, da die Thür doch verschlossen war, deutete das halbwüchsige Mädchen auf das Fenster, das zum Hof des Grundstücks gehörte und behauptete, dort hineingekrochen zu sein, um nach dem Kinde zu sehen, das heftig geweint hätte. Die Nachbarin hatte keinen Grund, näher nach der Wahrheit dieser Angaben zu forschen, und das Mädchen entfernte sich. Gegen 1 Uhr kehrte die Wittwe zurück. Als sie über den Hof schritt, wurde sie zufällig auf die Kinder aufmerksam, die dort im Sande spielten und bemerkte in ihren Händen einen glänzenden Gegenstand. Sie trat näher und erkannte nun, daß es ein goldenes Armband war, welches eben von einer ungeschickten kleinen Kinderfaust in die feuchte Erde gedrückt wurde. Es war ihr Armband, eine Erinnerung an bessere Tage, und nicht weit davon lag ein Korallenkreuz, das ihr ebenfalls gehörte und das sie mit dem Armband in einer offenen Schublade ihrer Kommode verwahrt hatte. Die spielenden Kinder aber waren die kleinen Schwestern und Brüder der Martha P., welche die Schmucksachen von dem Nähtisch gelangt hatten, wohin sie von der diebischen Schwester gelegt worden waren. Martha E. hat bereits einmal einen Verweis wegen Diebstahl erhalten. Da sie aber vollständig geständig ist, so billigte ihr der Gerichtshof auch in Rücksicht auf ihr jugendliches Alter mildernde Umstände zu und verurtheilte sie zu 14 Tagen Gefängniß. Der Staatsanwalt hatte 4 Monate beantragt.

Auf höchst originelle Weise hat der Dieb eines bedeutenden Postens von Staatspapieren seine Entdeckung herbeigeführt. Am 5. Februar v. J. wurde in dem vor einem in der Neuen Königsstraße belegenen Gasthofe stehenden Wagen des Bäckermeisters Wentzel aus Französisch-Buchholz ein Koder entwendet, in welchem sich Staatspapiere im Werthe von einigen fünfzigtausend Mark befanden. Die einzelnen Stücke waren kurz zuvor, da sie zum Mündelvermögen gehörten, vom Vormundschaftsgericht außer Kours gesetzt worden. Den Verlust des Koders hatte Wentzel erst bei seiner Nachhausekunft wahrgenommen, und erinnerten er und seine beiden Reisebegleiter sich nunmehr eines Menschen, der sich in auffälliger Weise um ihren Wagen herumgedrückt hatte. Am folgenden Tage erschien der Arbeiter Heinrich Greger auf einem hiesigen Polizeibureau und gab dort unter der Mittheilung, den bewußten Koder mit den Effekten auf der Neuen Königstraße gefunden zu haben, und unter Beanspruchung von Finderlohn denselben ab. In Folge dessen erhielt Wentzel die ihm entwendeten Werthobjekte gegen Zahlung von 10 Prozent Finderlohn zurück. Ehe der schlaue Dieb, welcher sich durch diese Manipulation wenigstens einen Theil des gestohlenen Objekts zu sichern hoffte, in die Lage kam, das nicht unbeträchtliche Finderlohn zu erhalten, wurde er bei einem anderen Diebstahle abgefaßt und zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe verurtheilt. Da das Fundgeld nicht abgeholt wurde, stellte die Polizeibehörde nach dem „ehrlichen“ Finder Ermittelungen an und entdeckte denselben schließlich im Zuchthause. Da ihn die Zeugen als den verdächtigen Menschen, der sich um den Wagen zu schaffen machte, rekognoszirten, wurde Greger trotz seines Leugnens von der ersten Ferienstrafkammer für schuldig befunden und zu einer Zusatzstrafe von sechs Monaten Zuchthaus verurtheilt.

† **Ein Söhnchen wohlsituirter Eltern** stand gestern in der Person des achtzehnjährigen Kaufmannslehrlings Bruno Hebich vor der fünften Ferienstrafkammer des hiesigen Landgerichts I unter der Anklage, wiederholt Diebstähle ausgeführt zu haben. Der viel versprechende junge Mann erhielt von seinen Eltern Taschengeld, das für seine früh entwickelten Bedürfnisse zu klein ausfiel. Da die Eltern so „knickrig“ waren, wie seine guten Freunde es nannten, dieses Taschengeld trotz seiner Bitte nicht zu vergrößern, verfiel er auf ein Mittel, das schon mancher vor ihm angewendet hat. Er besuchte das Viktoriabad in der Neuenburgerstraße und wartete auf einen Moment, wo alle Badegäste sich im Bassin befanden. Dann schlich er sich in die Zellen und plünderte dort die Taschen der Kleidungsstücke der Badenden. Die Ausbeute war nicht gering und der Dieb war im Stande, im Kreise seiner Kameraden „nobel“ aufzutreten. Nachdem er die Diebstähle im Viktoria-Bade eine Zeit lang fortgesetzt hatte, wurde ihm die Luft dort zu schwül und er verlegte den Schauplatz seiner Thaten nach dem Admiralsgartenbade. Dort ertappte ihn die Hand eines Badewärters; er wurde beim zweiten Diebstahl ertappt und verhaftet. Das Schöffengericht, vor welches er gestellt wurde, beurtheilte seine That sehr milde und entließ ihn mit einem Verweise. Das erschien der Staatsanwaltschaft denn doch eine zu gelinde Strafe zu sein und sie legte Berufung gegen das Urtheil ein, die gestern zur Verhandlung kam. Der Staatsanwalt wies auf die Raffinirtheit hin, mit der diese gemeingefährlichen Badediebstähle begangen worden seien. Die Sühne so schwerer Vergehen müsse härter, als nur mit einem Verweise bestraft werden. Der Gerichtshof schloß sich diesen Gründen an und erkannte auf 14 Tage Gefängniß. — Auch Bruno H. wird wohl, wie so mancher Sohn aus „guter“ Familie, nach Amerika geschifft werden.

Von dem Berichterstatter Herrn Hugo Friedländer erhalten wir in Bezug auf unsere gestrigen Mittheilungen über den Prozeß gegen sieben hiesige Redakteure und zwei Berichterstatter folgendes Schreiben: „Geehrte Redaktion! Als einer der Hauptbetheiligten in dem am 7 September vor dem hiesigen Landgericht gegen sieben Redakteure und zwei Berichterstatter anstehenden Prozeß ersuche ich Sie, folgender Richtigstellungen bezüglich Ihrer Mittheilung über jenen Prozeß in Ihrer Donnerstagnummer gefälligst Raum geben zu wollen: 1. Es ist bisher, wenigstens bezüglich meines Berichtes, in keiner Weise erwiesen, daß demselben die Anklageschrift zu Grunde liegt. 2. Der Präsident des betreffenden Reichsgerichtshofes hat keinem Berichterstatter gestattet, den Verhandlungen wider Sarauw und Genossen beizuwohnen. 3. Die Anklage ist nicht wegen der Berichte erhoben, die über die nicht öffentlichen Verhandlungen erschienen sind, die Anklage richtet sich vielmehr gegen die Berichte, die über die Eröffnung der Verhandlungen, die doch bekanntlich zunächst öffentlich sein muß, Mittheilung machten. Diese letzteren Berichte sind inkriminirt, weil die Anklagebehörde behauptet, daß in denselben Auszüge aus der Anklageschrift enthalten seien. Berichte über nicht öffentliche Gerichtsverhandlungen, ich erinnere an den Prozeß Gräf, sind an sich bekanntlich nicht strafbar. Ergebenst Hugo Friedländer.“

Vereine und Versammlungen.

Der Verein zur Wahrung der Interessen der Lackirer aller Branchen Berlins und Umgegend hielt am Montag, den 23. August, in Nieft's Salon, Kommandantenstraße 71—72, unter Vorsitz des Herrn Jacob eine Mitgliederversammlung ab. Herr Sperling hielt einen sehr interessanten Vortrag über „Naturheilmethode", an den sich eine lebhafte Diskussion anschloß. — Bei „Verschiedenes" wurde nochmals die Errichtung eines Arbeitsnachweises besprochen, wobei Herr Rautenhaus sich darüber beschwerte, daß die Kommission während der langen Zeit noch keine weiteren Schritte in dieser Sache gethan hätte. Hierauf wurde von Herrn Schüßler erwidert, daß noch kein Bescheid von den Meistern eingelaufen, welche Stellung sie gegenüber dem Arbeitsnachweis einnehmen wollen und daß jetzt die Kommission entschlossen sei, mit der Errichtung eines Arbeitsnachweises selbstständig vorzugehen. Das Nähere würde in der nächsten Versammlung bekannt gemacht werden.

Fachverein der Tischler. Sonntag, den 29. August, Ausflug der Vereinsmitglieder mit Familie nach Friedrichsfelde. Abfahrt vom Schlesischen Bahnhof 11 Uhr 37 Minuten Vormittags und 1 Uhr 47 Minuten Nachmittags. Treffpunkt im Restaurant „Schloßpark" in Friedrichsfelde. Nachmittags 4 Uhr Kaffeekochen im Restaurant Hein in Biesdorf. Nachzügler können den um 3 Uhr 6 Min. vom Schlesischen Bahnhof abgehenden Zug benutzen. Die Rückfahrt erfolgt Abends 10½ Uhr von Biesdorf. Die Mitglieder werden ersucht, Billets bis Biesdorf zu lösen. Preis für ein Retourbillet 30 Pf. — Die Zahlstellen des Vereins befinden sich: 1. Blumenstraße 56 auf der Tischlerherberge. 2. Skalitzerstraße 107 bei Kunymann. 3. Bellealliance-platz 6 bei Hilscher. 4. Zionskirchplatz 11 bei Hohn. 5. Müllerstraße 184 bei Häring. 6. Gneisenau- und Solmsstraßen-Ecke bei Lindenborn und 7. Steglitzerstr. 91 bei Gürgens. Daselbst werden jeden Sonnabend von 8½ bis 10 Uhr Abends Beiträge von den Mitgliedern in Empfang genommen und neue Vereinsmitglieder aufgenommen. Der Beitrag beträgt monatlich 40 Pf. — Diejenigen Mitglieder, welche noch Billets von dem projektirt gewesenen Sommerfeste in Händen haben, werden ersucht, dieselben baldigst an Herrn Kanowade, Admiralstr. 38, Hof links IV., zurückzuliefern, damit die Abrechnung vorgenommen werden kann.

Kranken- und Begräbnißkasse des Vereins sämmtlicher Berufsklassen, Berlin I. (E. H.) Heute Abend 8 Uhr Münzstraße 5 Versammlung. Neue Mitglieder ohne Unterschied des Berufs und Geschlechts vom 14. bis 45. Jahre werden in jeder Versammlung, sowie beim Kassirer Schilling, Koppenstraße 48, aufgenommen. Die Billets zum Kränzchen, welches zum Besten der Weihnachtsbescheerung stattfindet, werden in der Versammlung ausgegeben.

Fachverein der Former und Berufsgenossen. Sonntag, den 29. August: Familienpartie nach dem Grunewald. Abfahrt Morgens 7¾ Uhr vom Schlesischen Bahnhof, Anhalter Bahnhof und Station Wedding. Treffpunkt Station Grunewald. Nachzügler 8¾ Uhr. Näheres in den Zahlstellen Norden, Weindergsweg 15b bei Michelsen, und Süden, Ritterstraße 123 bei Sodike.

Kranken- und Sterbekasse der Berliner Hutarbeiter und verwandten Berufsgenossen (E. H. Nr. 62). Sonntag, den 29. August, Vormittags 10 Uhr, bei Seefeldt, Grenadierstraße 33: Generalversammlung. Tagesordnung: 1. Revidirung des Statuts. 2. Verschiedenes. Quittungsbuch legitimirt.

Bezirksverein des werkthätigen Volkes der Schönhauser Vorstadt. Familien-Landpartie nach Grünau am Sonntag, den 29. August. Abfahrt vom Bahnhof Alexanderplatz um 6 Uhr 53 Minuten Morgens.

Verein zur Wahrung der Interessen der Klavierarbeiter. Sonnabend, den 28. August, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstraße 77/79 (unterer Saal), Versammlung der Mitglieder. Tagesordnung: 1. Wissenschaftlicher Vortrag des Herrn Dr. Zadek. 2. Vereinsangelegenheiten und Verschiedenes. Jedes Mitglied hat sein Quittungsbuch an der Kontrole vorzuzeigen. Gäste können durch Mitglieder eingeführt werden. Diejenigen Mitglieder, welche noch Billets vom Sommerfest haben, werden ersucht, dieselben in der Versammlung abzugeben, da die Abrechnung erfolgt.

Arbeiter-Bezirksverein der Rosenthaler Vorstadt. Sonntag, den 29. August, Große Partie. Treffpunkt 7½ Uhr am Bahnhof Alexanderplatz. Der Zug fährt präzise 7 Uhr 49 Min. Nachzügler können Nachmittag direkt bis Grünau fahren.

Arbeiter-Bezirksverein der Oranienburger Vorstadt und des Wedding. Sonntag, den 29. August: Große Partie. Treffpunkt Morgens 7½ Uhr Chausseestraße 85 bei Blochhaus.

Arbeiter-Bezirksverein „Süd-Ost". Sonntag, den 29. August: Großer Familienausflug mit Musik nach Grünau. Abfahrt vom Görlitzer Bahnhof präzise 10,30 Uhr. Nachzügler können mit den um 12,30 Uhr, sowie 1,30 Uhr fahrenden Zügen nachkommen. Für Erfrischungen sowie Unterhaltungen aller Art ist bestens gesorgt. — Die Zahlstellen befinden sich: 1. Sonntags von 9—11½ Uhr Vormittags bei Mitan, Wienerstr. 31; 2. Montag Abend 7½—9½ Uhr bei Stramm, Skalitzerstr. 18; 3. Dienstag von 7½—9½ Uhr bei Savatzky, Waldemarstr. 74, sowie die anderen Tage beim Kassirer Scholz, Eisenbahnstr. 36b v. III.

Bezirksverein der arbeitenden Bevölkerung des Süd-Westen Berlins. Herren-Fußpartie Sonntag, den 29. Aug. Treffpunkt: Habel's Brauerei, Bergmannstr. 5—7, Morgens 7 Uhr präz. — Die Vereinsbeiträge können jeden Sonnabend, Abends von 8—10, im Lokale Gneisenaustr. 117 an den Kassirer abgeliefert werden.

Allgemeine Buchdruckerversammlung Sonnabend, den 28. August, Abends 9 Uhr, in der Philharmonie, Bernburgerstraße 22a/23. Tages-Ordnung: 1. Beschlußfassung über die Annahme des zwischen Prinzipalen und Gehilfen in Leipzig vereinbarten Tarifs. 2. Neu- resp. Ergänzungswahl der Kommission. 3. Errichtung eines Vertrauensmänner-Instituts. 4. Verschiedenes.

Fachverein sämmtlicher im Drechslergewerk beschäftigten Gewerksgenossen. Generalversammlung am Montag, den 30. August, Abends 8 Uhr, bei Gratweil, Kommandantenstraße 77—79. Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes über die Thätigkeit des Vereins. 2. Kassenbericht. 3. Antrag des Vorstandes, betreffend die Auflösung des Vereins und Beschlußfassung hierüber. 3. Verschiedenes.

Louisenstädtischer Bezirksverein „Vorwärts". Sonntag, den 29. August, Familienpartie nach Grünau. Abfahrt: Görlitzer Bahn, Vormittags 10½ und Nachmittags 1½ Uhr.

Tischler-Verein. Sonnabend, den 28. d. M., Abends 9 Uhr, Kottbuserstraße 4a: Vortrag des Herrn Rektor Fiehn über Fortbildungsschulen. — Die Mitglieder werden ersucht, den § 3 des Krankenkassenstatuts zu beachten.

Vereinigung der deutschen Schmiede. Große Versammlung am Sonntag, den 29. August, Vormittags 10 Uhr, in Gratweil's Bierhallen, Kommandantenstr. 77—79. Tagesordnung: 1. Verlegung des Arbeitsnachweis nach der Weberstraße 22. 2. Errichtung einer Filiale der „Zentralkrankenkasse der deutschen Schmiede." Referent Herr E. Hillmer aus Hamburg, Vorsitzender der Krankenkasse. Alle Meister und Gesellen sind eingeladen.

In der freireligiösen Gemeinde spricht am Sonntag Vormittag 10 Uhr, Rosenthalerstraße 38, Herr Schäfer über das Thema: „Unsere Regel". Zutritt steht Jedem frei.

Verein der Württemberger. Jeden Sonnabend Versammlung beim Landsmann Vaihinger, Dorotheenstr. 84.

Dänischer Verein „Freya". Versammlung jeden Sonnabend, 9 Uhr, Rosenthalerstr. 39. Dänische Blätter sind vorhanden.

Verein der Taubenfreunde. Jeden Sonnabend Abends 8½ Uhr, Sitzung im Restaurant Kleemann, Lausitzerstraße 41.

Gesangverein „Harmonia". Jeden Sonnabend Abends 8 Uhr, Uebungsstunde im Restaurant, Alte Jakobstr. 38.

Gesangverein „Sängerlust", Pallisadenstraße 9. Jeden Sonnabend Abend 9 Uhr Uebungsstunde.

Zürich, 25. August. Der Reichstagsabgeordnete Singer, der hier vor einigen Tagen eingetroffen ist, hielt gestern im Saale des „Alten Schützenhauses" einen Vortrag über die sozialpolitische Lage in Deutschland und die Thätigkeit des Reichstags. Die „Frankf. Ztg." berichtet darüber folgendes: „Herr Singer wies, sein Erscheinen bez. sein Thema rechtfertigend, darauf hin, daß es den Mitgliedern seiner Partei in Deutschland verwehrt sei, öffentlich über die heimischen Angelegenheiten zu sprechen, wolle man dies ungehindert thun, dann müsse man sich in's Ausland flüchten. Zum eigentlichen Gegenstande seines Vortrages übergehend, schilderte er den Eifer der verschiedenen Parteien vor den Wahlen, an der Lösung der sozialen Frage mitzuarbeiten. Später seien alle die schönen Versprechungen, die man gemacht, in Vergessenheit gerathen, und die soziale Reform des Reichskanzlers, die sich so pomphaft ankündigte und für welche eine kaiserliche Botschaft herangezogen worden war, hätte auch nur ein Mäuslein geboren. Die Krankenversicherung u. s. w. seien im Grunde genommen Armengesetze gewesen, für welche die sozialdemokratische Partei sich nicht zu erwärmen vermochte. Herr Singer berichtete über das Arbeiterschutzgesetz, und er zeigte, daß nicht das Mindeste für die Sache der Arbeiter geschehen sei. Selbst der Antrag auf Einführung der Sonntagsruhe sei am Widerstande des Kanzlers gescheitert. Fand der Reichstag bez. die darin herrschenden Parteien keine Zeit, sich der Lage der Arbeiter anzunehmen, so fehlte diese Zeit nicht, als es sich um die Einheimsung der Schutzzölle, um die Verbesserung der Lage der „armen" Großgrundbesitzer und Industriellen, sowie um die Dekretirung fiskalischer Zölle aus der Tasche des arbeitenden Volkes handelte. Herr Singer kritisirte scharf die für das Volk verderbliche Schutzzollpolitik des Kanzlers. Ebenso absprechend äußerte er sich über die Bismarck'sche Kolonialpolitik. Kolonien zu gründen sei ganz gut, die von Bismarck gegründeten seien aber ihrer Fieber wegen für Europäer unbewohnbar. Herr Singer ertheilte dem Kanzler den Rath, im Innern zu kolonisiren, d. h. in Deutschland selbst für Arbeit und Beschäftigung zu sorgen. Herr Singer zog auch das Branntweinmonopol sowie die Polenausweisung in den Kreis seiner Betrachtungen und gelangte hier wie dort zu sehr absprechender Beurtheilung der Politik des Kanzlers. Er kam auch auf die sensationellen Prozesse der letzten Zeit zu sprechen und bezeichnete es als eine der bedrohlichsten Erscheinungen, wenn das Volk Ursache erhalte, an der Unabhängigkeit seiner Richter zu zweifeln. Auf die Verfolgungen, welchen die Sozialdemokraten ausgesetzt seien, werde das Volk bei den nächsten Wahlen antworten. Der Vortrag wurde begeistert aufgenommen."

Berichtigung. In der gestrigen Nummer unseres Blattes befindet sich in dem Bericht über die letzte Versammlung des Fachvereins der Tischler ein Druckfehler. Die von der Versammlung angenommene Resolution wurde nicht von einem Herrrn Hake, sondern von Herrn Glocke eingereicht.

Briefkasten der Redaktion.

Bl. Bernauerstr. Die Adresse können wir Ihnen nicht mittheilen, da der Auftraggeber seinen Namen 2c. nicht genannt hat. Wenn Sie darauf reflektiren, schicken Sie einen Brief, auf dessen Kouvert die betreffende Chiffre angegeben sein muß, an unsere Expedition.

F. G. Münchebergerstr. Die Adresse ist: Berlin SW., Hagelsbergerstr. 47, II.

Alter Abonnent. Das Gewerbe muß angemeldet werden. Auskunft erhalten Sie auf dem Polizeipräsidium.

L. 100. Der Schaden ist durch Ihr unvorsichtiges Verhalten eingetreten und Sie in Folge dessen für denselben verantwortlich.

E. S. Der Anspruch des Ehemannes ist so lange vorhanden, als nicht die Trennung der Ehe durch Tod oder richterliches Erkenntniß erfolgt ist.

J. L. Der Vertrag hat sofort nach erfolgter Unterschrift und Aushändigung an den Vermiether für Sie verpflichtende Kraft. Sie haften für den Miethszins für die ganze Kontraktszeit, sofern nicht die Wohnung anderweitig vermiethet wird.

M. B. Die Musiker haben Anspruch auf Zahlung des bedungenen Lohnes.

Theater.

Sonnabend, den 28. August.

Opernhaus. Marie, oder: Die Tochter des Regiments
Schauspielhaus. Egmont.
Ernst's Theater. Aennchen von Tharau.
Belle-Alliance-Theater. Das Paradies.
Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater. Die Fledermaus.
Ostend-Theater. Der Pfarrer von Kirchfeld.
Viktoria-Theater. Amor. Tanz-Poem von Angri Manzotti.
Wallner-Theater. A Nigth Off!
Walhalla-Theater. Der Feldprediger.
Residenz-Theater. Die Danischeffs.
Central-Theater. Alte Jakobstr. 30. Direkt.. Adolph Ernst. Der Wald-Teufel. Gesangsposse in 4 Akten von W. Mannstädt. Kouplets von G. Görtz. Musik von G. Steffens. Mit neuen Dekorationen und Kostümen. (Novität!)

Edlen-Theater.
(Früher **Louisenstädtisches Theater.**)
Dresdenerstraße 72/73.
Heute den 28. August c.:
Zur Eröffnung:
Der schönste Mann des Regiments.
Operette in 1 Akt von R. Linderer.
Musik von Thiele.
Auftreten der hervorragendsten
Künstler-Spezialitäten:
7 Schwestern Merthens, Gymnastikerinnen.
Ludw. und **Paula Tellheim,** Duettisten.
Fordham und **Fox,** Reckturner.
The Lenton Family, Equilibristen.
Mr. Leon Schilly, medizinisches Räthsel.
Eugen Zocher, I. Gesangs-Humorist.
Frieda Janiux, Wiener Walzersängerin.
Sign. Ernesto, der unübertreffliche Jongleur.
Minna Teichmann, Koupletsängerin.
Minna Held, Wiener Volkssängerin.
Kassenöffnung 6½ Uhr. Anfang 7½ Uhr.

Passage 1 Tr. 9 M. — 10 A.
Kaiser-Panorama.
Zum erstenmale in diesem Jahr: Neu! Schottland. III. Reise.
Neu! Canada — Amerika. Neu!
Berthe-Reise. — Carolinen-Insein.
Eine Reise 20 Pf. Kinder nur 10 Pf.

Ein- und Verkauf neuer und getragener Herren- u. Damenstiefel zu den billigsten Preisen. **P. Markus,** Oranienstraße 11. Bestellungen und Reparaturen schnell und billig. [296

Schweizer Garten.
Am Friedrichshain. — Haltestelle der Ringbahn. — Am Königsthor.
Täglich: Concert, Vorstellung, Volksbelustigungen aller Art.
Sonntag: Militär-Concert und Extra-Vorstellung.
Auftreten der Gymnastikerfamilie **Petrescu,** des humoristischen Komiker-Trios **Jonas, Grosch** und **Gläser,** der Duettisten Geschw. **Hessat,** der Liedersängerinnen Frl. **Gontard** u. s. w.
Drahtseilfahrt der Signora Cäcilia.
Volksbelustigungen. | Theatervorstellung.
Tanzkränchen. Elektrische Bahn. **Entree 30 Pf.**
Abends: Große Illumination und elektrische Beleuchtung.

Arbeiter-Bez.-Verein im Westen.
Sonntag, den 29. August: **Herren-Fußpartie.** Treffpunkt früh präzise 8 Uhr Blumenthalstr. 5 bei Schmarr. [466
Der Vorstand.

Fachverein der Drechsler, Knopfarbeiter u. verw. Berufsg.
Außerordentliche General-Versammlung am Montag, den 30. August, Abends 8½ Uhr, in **Frauendorf's** Lokal, Kl. Andreasstraße 3. Siehe redaktionellen Theil. Der Vorstand.

Ich empfehle allen Freunden und Bekannten mein
Schuhwaarengeschäft.
Auswahl von **Herren-, Damen- u. Kinderstiefeln.** Bestellungen nach Maß, sowie Reparaturen schnell, sauber und billig. [458
Wilh. Krüger, Lausitzerplatz 3.

Ein Spind für Schuhmacher und eine Nähmaschine zu verkaufen Anhaltstr. 16 im Keller.

E. möbl. Schlafst. für Hrn. Bergmannstr. 90 IV. r

Kgl. Preuss. Lotterie-Loose
auch Antheile
im **Lotterie-Komtoir** von [400
M. Meyer, Koppenstraße 66.

Arbeitsmarkt.

Tischlergesellen nach außerhalb. Reisegeld vergütet. Zu erfragen bei **Völker,** Belle Alliancestraße 65.

Soeben ist erschienen:
Der Neue Welt-Kalender
für 1887.
Aus dem reichen Inhalt heben wir hervor: **Reichshaushalts-Etat des Deutschen Reichs.** — Zerbrochene Ketten. Erzählung von Rob. Schweichel. — Bärtige Frauen und Haarmenschen. — Ein Proletarierkind. Erzählung v. E. Langer. — Der Kampf zwischen Feuer u. Wasser in der Welt. Von P. Dsw. Köhler. — Wie man eine Million verdient. — Fliegende Blätter (humoristisch).
Als Gratis-Beilagen:
1. Lucia. 3. Mutterglück.
2. Blanche. 4. Die beiden Alten.
Ein Wandkalender.
Preis 50 Pf.
Stuttgart. J. H. W. Dietz.

Zu beziehen durch die **Expedition, Zimmerstraße 44.**

Donnerstag, den 26. d. M., Morgens 1 Uhr, verschied nach schweren Leiden meine liebe Frau, unsere gute Mutter, Schwester, Schwieger- und Großmutter,
Frau Ernestine Grimpe, geb. Blobel.
Die Beerdigung findet Sonntag, den 29 d. M., Nachmittags 2 Uhr, von der Leichenhalle des Thomaskirchhofes in Britz aus statt. [463
Die trauernden Hinterbliebenen.

Den am 27. d. M. erfolgten Tod meiner alten braven **Mutter** zeige ich meinen Berliner Freunden an mit der Bitte, ihr statt meiner das letzte Geleit zu geben.
Paris, den 29 August.
Hermann Grimpe.

Danksagung.
Für die ehrenvolle Beerdigung unseres Bruders **Julius Radatus** sagen wir den wohlbl. Mitgliedern des Bauvereins Rosenthaler Vorstadt und Fachvereins unseren innigsten Dank.
H. Radatus
465] und Schwester.

Uhren-Fabrik
G. Scharnow,
besteht seit zwanzig Jahren,
Berlin S., Oranienstr. 152, Ecke Mariensk.
empfiehlt unt. 3jährig. Garantie zu allerbilligsten Preisen:

Silb. Zylinder-Uhren 15, 18, 21, 24 M.; silb. Zylinder-Uhren mit Remontoir-Aufzug 24—30 M.; silb. Anker-Uhren m. Remontoir-Aufzug 36, 40, 45, 50 M.; gold. Damenuhren 30, 33, 36, 40, 45 Mark; gold. Damenuhren mit Remontoir-Aufzug 36, 40, 45, 50—150 M.; gold. Herren-Remontoir-Uhren von 50 M. an. Regulator-Uhren zu Fabrikpreisen, 8 u. 14 Tage gehend, 12, 15, 18, 24, 30—75 M. Pariser Stutzuhren, Wand-, Komtoir- u. Wecker-Uhren, sowie echte Talmi- u. Nickelketten in großer Auswahl zu den billigsten Preisen.
Zylinderuhr reinigen 1,50 Mark.
Neue Feder 1,50 Mark.
Reparaturen nach Uebereinunft. [11

Verantwortlich für den politischen Theil und Soziales **Max Schippel,** für Vereine und Versammlungen **F. Tutzauer** für den übrigen Theil der Zeitung **R. Cronheim,** sämmtlich in Berlin.
Druck und Verlag von **Max Bading** in Berlin SW., Beuthstraße 2.